

E+Z

MONATLICHES E-PAPER

ENTWICKLUNG UND
ZUSAMMENARBEIT

DEVELOPMENT AND
COOPERATION

E+Z

D+C

Internationale
Zeitschrift

ISSN
2366-7249

August 2019

SOMMER-SPECIAL
Kulturtipps der
Redaktion – Filme,
Bücher und mehr

RESILIENZ
Was Mosambik nach
den verheerenden
Zyklonen braucht

SEELENLEIDEN
In Liberia fehlen
psychiatrische
Einrichtungen



Geschlecht und Sozialisation

Geschlecht und Sozialisation

Geschlechterrollen reflektieren

Eine zivilgesellschaftliche Organisation in Bolivien versucht, Gewalt entgegenzuwirken, indem junge Leute Geschlechterrollen kritisch reflektieren. Wie das geht, beschreiben Henry Cervantes und Britta Wiemers, die beide in dem Projekt arbeiten. Auch in Mexiko ist es noch ein weiter Weg zur Gleichberechtigung, obwohl die Gesetzgebung in Bezug auf Gleichstellung der Geschlechter dort fortschrittlich ist, erläutert die Wissenschaftlerin Virginia Mercado.

SEITEN 18, 20

Bildung als Schlüssel

Bildung ist das beste Mittel, um gegen die Ungleichheit der Geschlechter zu kämpfen. Der Bildungsaktivist Frank Masanta Jr. zeigt das am Beispiel Sambia. Judy Thuo, die ein Busunternehmen in Kenia führt, erklärt im Interview, warum betriebliche Ausbildung im öffentlichen Nahverkehr nötig ist. Und Fabian Jacobs von der GIZ erläutert, warum Bildung entscheidend für mehr formelle Arbeitsplätze ist.

SEITEN 22, 27, 28

Klick-Aktivismus

Feministinnen in Ghana nutzen soziale Medien, um den öffentlichen Diskurs über Geschlechterrollen zu beeinflussen. Dabei schlägt ihnen auch Hass entgegen, berichtet der ghanaische Journalist Kwasi Gyamfi Asiedu.

SEITE 24

Selbstgemachte Damenbinden

Frauen und Mädchen benötigen Damenbinden, doch in ländlichen Gegenden Malawis sind diese Luxus. Der Journalist Rabson Kondowe beschreibt, wie eine NGO das Schweigen über dieses Tabuthema bricht.

SEITE 26

Kreativ und engagiert

Junge arabische Frauen haben sehr unterschiedliche weibliche Vorbilder. Viele davon finden sie mittels sozialer Medien, schreibt die Journalistin Mona Nagggar.

SEITE 30

Mädchen und Banden

Die Kriminologin Sally Atkinson-Sheppard zeigt in einer Vergleichsstudie zu kriminellen Banden in Bangladesch und China, dass Mädchen häufig Täterinnen und Opfer zugleich sind.

SEITE 31

Sommer-Special

Im diesjährigen Sommer-Special stellt die E+Z/D+C-Redaktion empfehlenswerte Bücher, Filme und eine Ausstellung vor | Heutzutage: Burundis Quellen trocknen aus | Impressum 4

Debatte

Kommentare zur psychiatrischen Versorgung in Liberia und dazu, was in Mosambik nach den verheerenden Zyklonen passieren muss | Leserbrief 14

Schwerpunkt: Geschlecht und Sozialisation

HENRY CERVANTES UND BRITTA WIEMERS

Wie eine zivilgesellschaftliche Organisation in Bolivien versucht, Gewalt entgegenzuwirken, indem junge Leute Geschlechterrollen kritisch reflektieren 18

VIRGINIA MERCADO

Trotz gesetzlichen Diskriminierungsverbots ist es in Mexiko noch ein weiter Weg bis zur Gleichberechtigung von Frauen 20

FRANK MASANTA JR.

Schulbildung ist der Schlüssel für mehr Geschlechtergerechtigkeit, wie das Beispiel Sambia zeigt 22

KWASI GYAMFI ASIEDU

Feministinnen in Ghana verändern mit Hilfe von sozialen Medien den öffentlichen Diskurs 24

RABSON KONDOWE

Im ländlichen Malawi bringen nichtstaatliche Aktivistinnen jungen Mädchen bei, Damenbinden selbst zu machen 26

INTERVIEW MIT JUDY THUO

Warum eine Berufsausbildung für den Personentransport in Nairobi wichtig ist und junge Frauen Arbeitsplatzangebote brauchen 27

FABIAN JACOBS

Mehr Bildung ist entscheidend, um weniger informelle und mehr formelle Arbeitsverhältnisse zu schaffen 28

MONA NAGGAR

Junge Frauen in der arabischen Welt haben starke und kreative Frauen aus der Region als Vorbilder 30

SALLY ATKINSON-SHEPPARD

Kriminelle organisierte Banden in Bangladesch und China haben ähnliche Geschlechterstrukturen 31

CEMA TORK

UNESCO-Bericht zur Gleichstellung der Geschlechter in der Bildung schlägt Verwendung einer „Gender-Linse“ vor 33

Die Rollen verändern

Bestimmte Normen, wie Männer und Frauen zu sein haben, sind über Jahre, teils Jahrhunderte geformt und tief im kollektiven Gedächtnis verankert. Sie entwickeln sich weiter – in der Familie, in der Schule, im Beruf und allen gesellschaftlichen Bereichen. Wertvorstellungen prägen Kinder und Jugendliche, die sich wiederum damit identifizieren und versuchen, ihnen zu entsprechen. Diesen lebenslangen Prozess nennt man Sozialisierung.

Was genau von Männern und Frauen erwartet wird, handeln Gesellschaften permanent in sozialer Interaktion aus. Relevant sind dabei viele Faktoren, von der Geschlechterkategorisierung in der Sprache bis zur Sportberichterstattung im Fernsehen. Die Rollen von Männern und Frauen sind stark von Traditionen und Religionen geprägt. Traditionell vertreten alle Weltreligionen die Dominanz des Mannes gegenüber der Frau, die ihm unterwürfig zu sein hat. Hinzu kommt, dass Männer in der Regel Frauen körperlich überlegen sind. Daraus leiten nach wie vor viele Männer den Anspruch ab, ihre Frauen und Kinder mit Gewalt gefügig machen zu können. Viel zu viele Frauen weltweit – auch in aufgeklärten Demokratien – sind häuslicher Gewalt ausgesetzt, werden in Schule und Beruf benachteiligt, werden vergewaltigt und belästigt.

In aufgeklärten, demokratischen Gesellschaften gilt heute als Grundsatz, dass Männer und Frauen gleichberechtigt sind und die Unantastbarkeit der Menschenwürde für alle Geschlechter gilt – auch für intersexuelle Menschen, die sich keinem Geschlecht eindeutig zugehörig fühlen. Auch Frauen in vielen autoritären Ländern wollen sich heute nicht mehr in die ihnen zugewiesenen Rollen fügen. Sie fordern Selbst- und Mitbestimmung in einem gleichberechtigten Nebeneinander. Dass es in höchst restriktiven Staaten wie Saudi-Arabien für Frauen nun mehr Freiheiten gibt, ist positiv. Gesellschaftliche Änderungen sind möglich. Je mehr sich Frauenrechte und neue Rollenbilder durchsetzen, desto mehr wird sich die Gesellschaft in diese Richtung entwickeln und die jungen Generationen entsprechend sozialisieren.

Gesellschaftliche Veränderungen zu bewirken ist auch eine entwicklungspolitische Aufgabe. Sie ist in der UN-Agenda 2030 mit den Nachhaltigkeits-Entwicklungszielen (Sustainable Development Goals – SDGs) festgehalten: SDG 5 fordert die Gleichstellung der Geschlechter. Darauf müssen Programme in allen Bereichen ausgerichtet werden. Voraussetzung ist die Stärkung von Frauen und Mädchen, damit sie sich selbst aus ungewollten Rollen lösen können. Genauso wichtig ist es aber, Männer und Jungs zu sensibilisieren. Sie sollten erfahren, was Gleichstellung bedeutet und dass ein respektvoller, gleichberechtigter Umgang der Geschlechter von Vorteil für alle ist.

Wie schwer es allerdings ist, neue Rollen zu etablieren, zeigen westliche Gesellschaften, die um die Gleichstellung ringen. Vieles ist erreicht worden. Das Frauenwahlrecht gilt praktisch überall, wo gewählt wird. Frauen in Führungspositionen sind in Politik, Wissenschaft und Medien fast überall normal.

Es liegt aber auch noch immer vieles im Argen. Zum Beispiel verdienen Frauen im Schnitt immer noch weniger als Männer. Sie ergreifen seltener technische und mathematische Berufe, übernehmen aber immer noch den Großteil der häuslichen Arbeit sowie die Erziehung der Kinder. Die Liste lässt sich verlängern. Irgendwann wird die Gleichberechtigung von Frauen und Männern hoffentlich überall Realität sein. Bis dahin bedarf es noch großer Anstrengungen, und es kann noch lange dauern.

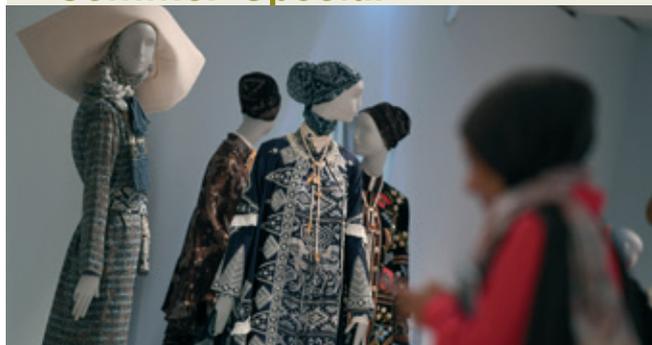
► **Alle Schwerpunkttexte und weitere Beiträge zum Thema stehen auch auf unserer Website und sind ab nächsten Monat in unserem Dossier zu finden.**



SABINE BALK
ist Redakteurin von E+Z
Entwicklung und Zusammenarbeit/
D+C Development and Cooperation.
euz.editor@dandc.eu

Fotos: Deder/picture-alliance/dpa; picture-alliance/AP Photo

Sommer-Special



Empfehlenswerte Lektüre und mehr

Im diesjährigen Sommer-Special stellt die Redaktion von E+Z/D+C Bücher und Filme aus den Bereichen Dokumentation und Fiktion sowie eine Kunstaussstellung vor, die international für Furore sorgt. Alle haben einen Bezug zu entwicklungspolitischen Themen.

SEITE 4

Debatte



Resilienz ist dringend nötig

Nach den verheerenden Zyklenen Idai und Kenneth im März und April müssen in Mosambik die besonders schwer betroffenen Provinzen und die Stadt Beira wieder aufgebaut werden. Der Leiter der Deutschen Auslandshandelskammer in Maputo, Friedrich Kaufmann, und der Berater Winfried Borowczak erklären, warum es nicht allein um den Wiederaufbau von Infrastruktur, sondern auch um Resilienz geht.

SEITE 15

Liberia braucht mehr Psychiatrien

Während eines psychotischen Schubs nehmen Betroffene Dinge als real wahr, die für andere Menschen nicht existieren. Eine professionelle medizinische Behandlung ist hilfreich, aber in Ländern niedrigen Einkommens oft nicht verfügbar. Der liberianische Psychiater Selekie M. Tulay Jr. beschreibt die Lage im Interview mit E+Z/D+C.

SEITE 14

Eine Frau steht in der Ausstellung
„Contemporary Muslim Fashions“ im
Frankfurter Museum Angewandte
Kunst vor Exponaten aus Indonesien.

Sommer-Special

Das diesjährige Sommer-Special bietet wieder einen Mix künstlerischer Werke: Die E+Z/D+C-Redaktion stellt Bücher, Filme und eine Kunstaussstellung vor, jeweils mit Bezug zu entwicklungspolitischen Themen. Wir würden uns freuen, Ihnen, unserer Leserschaft, mit unseren Empfehlungen eine Anregung zum Lesen oder Anschauen zu geben.

SOMMER-SPECIAL

Der Wert von 158 Sorten Blumenkohl

Wir sind, was wir essen. Wir essen, was wir ernten. Wir ernten, was wir säen. Und das wird immer weniger – zumindest in seiner Vielfalt. Laut dem Film „Saatgut“ basiert die Ernährung der Weltbevölkerung heute auf nur einem Bruchteil der Pflanzen, die die Menschen in allen Ecken der Welt über Jahrtausende kultiviert haben. Und das ist ein Problem.

Von Katja Dombrowski

Über Artenschwund wird viel geredet: dass Insekten massenhaft sterben, dass viele Tierarten verschwinden, bevor sie überhaupt entdeckt wurden, dass der Klimawandel Lebensräume zerstört. Doch die wenigsten Menschen dürften wissen, dass auch unser Saatgut und damit die wichtigste Grundlage unserer Ernährung verloren geht: Mehr als 90 Prozent aller Sorten von Getreide, Gemüse und anderen Feldfrüchten sind bereits verschwunden. Viele von ihnen wurden über tausende von Jahren immer weitergegeben, bis sie in der industrialisierten Landwirtschaft keinen Platz mehr hatten.

Wie viele Sorten Kohlrabi kennen Sie? Es gab mal 55, heute sind es noch drei. Artischocken kommen in gerade mal zwei Varianten daher – von einst 34. Und die

Anzahl der Blumenkohlsorten ist von unvorstellbaren 158 auf acht geschrumpft. Die Zahlen stammen aus dem Film „Unser Saatgut – Wir ernten, was wir säen“, in dem die US-Dokumentarfilmer Taggart Siegel und Jon Betz eine Idee von dem unschätzbaren Wert unserer Kulturpflanzen vermitteln. Sie machen den enormen Verlust deutlich und erzählen die Geschichte von Menschen, die dafür kämpfen, die noch verbliebene Vielfalt zu bewahren: Indigene, Wissenschaftler und Aktivisten aus aller Welt.

Meine spontane Reaktion war: Wer braucht schon 158 Sorten Blumenkohl? Dass die noch existenten Sorten zu großen Teilen – nach der Übernahme von Monsanto – Bayer gehören, gibt mir allerdings zu denken, erst recht, wenn ich lese, worauf dieses Unternehmen bei der Zucht Wert legt. So bleibt etwa die jüngste Blumenkohl-Innovation „Curdivex“ übrig – sie ist schön weiß (verkauft sich besser) und ist leicht zu ernten (gut für den Landwirt). Generell gewinnen die Sorten, die viel Ertrag bringen und massentauglich sind. Resistenz gegen Schädlinge und lange Haltbarkeit sind ebenfalls wichtige Kriterien. Doch in Zeiten des Klimawandels werden plötzlich auch wieder Sorten wichtig, die Dürre gut vertragen können oder große Feuchtigkeit, die vielleicht weniger Ertrag bringen, dafür aber robust

sind oder besonders anpassungsfähig. Früher schätzten die Bauern solche Eigenschaften. Aber heute entscheiden sie in der Regel nicht mehr selbst, welche Sorten auf den Acker kommen. Den Markt bestimmen andere.

Es überrascht nicht, dass die globalen Biotech-Konzerne in dem Film den schwarzen Peter haben. Ihnen werden Gentechnik und ausufernder Chemieeinsatz angekreidet, vor allem aber die Zerstörung der landwirtschaftlichen Produktionsweisen und Lebensgrundlagen mit nicht vermehrungsfähigen Hybridzüchtungen. Die Bauern können dieses Saatgut nicht selbst vermehren, sondern müssen es jedes Jahr neu kaufen. In Indien zum Beispiel konnten sich das viele nicht leisten, so verarmten sie und verzweifelten. Eine Welle von Selbstmorden war die Folge, wie der Film eindrücklich zeigt.

Dass nur noch ein Bruchteil der essbaren Pflanzen, die es auf der Welt gibt, genutzt werden, birgt Gefahren für die Ernährung einer wachsenden Weltbevölkerung unter zunehmend schwierigen Bedingungen – Stichwort Klimawandel, Wassermangel, Bodenschwund. Die Hüter der Saaten, die im Film zu Wort kommen, beschreiben die Schwierigkeit ihrer Arbeit. Samen halten nicht ewig, sie müssen immer mal wieder ausgesät werden. Bei tausenden Sorten ist das eine Herausforderung. Zudem sind Samenbanken keine unverwüstlichen Festungen. Der Film nennt das Beispiel Irak, wo die US-Amerikaner im Golfkrieg der 90er Jahre bewusst die nationale Samenbank zerstört und damit einzigartige Sorten aus der Wiege der Landwirtschaft unwiederbringlich ausgelöscht hätten. Die größte und wichtigste Samenbank der Welt ist die Svalbard Global Seed Vault im norwegischen Spitzbergen. Aber zum einen lagern nicht alle Kulturpflanzen dort, und zum anderen ist nicht sicher, wie lange der Permafrost sie noch konservieren wird.

Somit ist der Appell des Films an sein Publikum, das Thema ernst zu nehmen und Saatgut zu schützen, mit Sicherheit berechtigt. Was ich dagegen tun kann, dass mein Supermarkt nur eine Sorte Blumenkohl führt, ist mir allerdings nicht klar geworden.

FILM

Unser Saatgut – Wir ernten, was wir säen.
USA 2016, Regisseure: Taggart Siegel,
Jon Betz.



Stammesältester und Samenretter Louie Hena im Tesuque Pueblo mit dem „Mutter-Mais“ in der Hand, Vorfahrin der von ihm angebauten Maissorten.

SOMMER-SPECIAL

Verlorene Kindheit

Talal Derki beobachtet in seinem Oscar-nominierten Dokumentarfilm eine radikal-islamische Familie im zerstörten Syrien, die ihre Söhne zu Gotteskriegern erzieht. Eine erschütternde Geschichte eines liebevollen Vaters, der seinen Kindern Hass und Grausamkeit beibringt.

Von Theresa Krinninger

„Ich habe den Vogel geschlachtet“, sagt der kleine Osama zu seinem Vater. „Wir haben seinen Kopf abgetrennt, wie du es bei dem Mann gemacht hast, Papa.“ Osama lebt mit seinem Vater Abu Osama, zwei Müttern und drei Brüdern in einem zerstörten Dorf im Nordwesten Syriens. Ob es noch Schwestern gibt, weiß man nicht. Die Frauen werden nie gezeigt. Der Film gehört ganz Abu Osama, einem der Gründer von Al Nusra – einem syrischen Arm von Al Kaida –, und seinen Söhnen. Der Jüngste ist etwa zwei Jahre alt und soll schon Koranverse nachsingen. Die beiden mittleren Söhne eifern dem großen Bruder Osama nach. Er ist 12 Jahre alt und bald bereit für den Dschihad.

Der Regisseur Talal Derki kehrte für die Dokumentation in seine Heimat Syrien zurück und gewann das Vertrauen der Familie. Er gab sich als Kriegsphotograf aus, der mit den Islamisten sympathisiert. Zusammen mit seinem Kameramann verbrachte er mehr als 300 Tage mit der Familie. Abu Osama glaubt fest an ein Kalifat, eine islamische Gesellschaft unter den Gesetzen der Scharia. So erzieht er auch seine Söhne. Der Film zeigt geduldig dokumentarisch mal die zärtliche, mal die harte Hand des Vaters.

Während Abu Osama Minen ausgräbt, sind die Kinder unter sich, ohne Spielzeug, ohne Fernsehen, abgeschottet von allen äußeren Einflüssen. Zerstörte Panzer und Ruinen sind ihr Spielplatz. Sie bauen sich Bomben aus harmlosen Chemikalien. Der Kriegsschauplatz bespielt ihre Fantasie. An einem heißen Tag plantschen sie in einer Betongrube voll Wasser. Beim Absprung schreit Osama: „Operation Befreiung Schwimmbecken!“

Manchmal dürfen sie mit dem Vater im Auto mitfahren, etwa für einen Ausflug zur ehemaligen Front. Als sie aussteigen, warnt sie Abu Osama vor den Minen im Boden. Damit hat er Erfahrung. Er ist Experte für Autobombenanschläge und Minenräumungen. Völlig furchtlos gräbt er die Minen aus und entfernt die Zünder. Das wird ihm zum Verhängnis. Eine Mine explodiert und reißt ihm den linken Fuß ab.

Während sich der Vater zu Hause langsam erholt, kommen die zwei ältesten Söhne ins Trainingscamp. Dort werden die Kinder für den bewaffneten Kampf in der



Der 12-jährige Osama im Militärcamp. Er ist einer von vielen jungen Rekruten für den „Heiligen Krieg“.

Al Nusra vorbereitet. Die folgenden Bilder sind wirklich schockierend. Vermummt und in Militäruniform springen die Jungen durch brennende Reifen und üben Bodengefechte. Sie robben unter Stacheldrahtzaun hindurch, während die Ausbilder neben ihre Köpfe und Füße schießen. Nach dem zweiten Trainingscamp wird Osama in den Kampf geschickt. Hier trennen sich die Wege des Regisseurs und der Familie.

Bis auf einen Prolog und Epilog kommt der Film mit wenig Erklärungen aus.

Der Autor ist Beobachter, kein Fragesteller. Die Protagonisten erzählen spontan. So bleiben aber auch viele Fragen offen. Welche Rolle spielen die Frauen, wo und um was wird gerade gekämpft, und wie funktioniert das Leben im zerstörten Dorf?

Offenbar ist das die bewusste Entscheidung des Autors, um die Echtheit der Situationen zu bewahren. Mit teils wackelnder Kamera und langen Einstellungen schafft er ein vertrautes Verhältnis zwischen dem Zuschauer und den Protagonisten – manchmal fast zu vertraut. Man kann sicher über die filmische Methode diskutieren, die die Kinder der Öffentlichkeit so ausliefert.

Aber es geht auch um Talal Derki selbst. Er wurde in Damaskus geboren und lebt seit 2014 mit seiner Familie in Berlin. Seine zweite Langregie ist seine ganz persönliche Suche nach Antworten auf die verworrene Situation in seiner Heimat und

die Frage, warum sich Menschen radikalisieren und nach den Regeln des sogenannten Islamischen Staates leben. Wenn auch die Dokumentation dafür keine Erklärung hat, zeigt sie doch ganz klar: Die Kinder hatten nie eine Chance, sich frei zu entscheiden.

FILM

Of Fathers and Sons – Die Kinder des Kalifats. Syrien, Deutschland, Libanon 2017, Regisseur: Talal Derki.

SOMMER-SPECIAL

„Ich bin von hier!“

Mit ethnischen und religiösen Minderheiten tun sich viele Deutsche – und auch andere Europäer – schwer. Gesetzlich gilt die Gleichbehandlung. Manche Menschen akzeptieren jedoch nicht die Tatsache, dass jemand mit einem muslimischen Namen oder dunkler Haut ein Bürger oder eine Bürgerin Deutschlands ist. Man nimmt an, diese Person sei eingewandert, und will wissen, woher. Die Antwort darauf gibt der Titel des Buches von Ferda Ataman: „Hört auf zu fragen – Ich bin von hier!“

Von Sheila Mysorekar

Die Debatte um Zugehörigkeit ist keine deutsche Besonderheit – es gibt sie weltweit. So etwa wird in China die muslimische Minderheit der Uiguren von staatlicher Seite diskriminiert; israelische Palästinenser dürfen sich in ihrem eigenen Land nicht frei bewegen, und in Myanmar werden Angehörige der ethnischen Minderheit der Rohingya schlicht als Ausländer betrachtet und um die Staatsbürgerschaft gebracht. Wer zu einem Land dazugehört, wird in der Regel von der größten ethnischen oder religiösen Gruppe bestimmt. Handelt es sich nicht um eine Demokratie, haben Minderheiten oft schlechte Karten.

Deutschland ist ein Einwanderungsland, und es herrscht verfassungsmäßig verbrieft Religionsfreiheit. Entsprechend wohnen in Deutschland Menschen der unterschiedlichsten ethnischen und religiösen Zugehörigkeiten. Doch nicht für alle ist dies selbstverständlich. Häufig wird die Zugehörigkeit von Personen angezweifelt – so etwa, wenn regelmäßig die Frage gestellt wird: „Wo kommst du her?“

Die deutsche Journalistin und Autorin Ferda Ataman hat türkische Eltern, ist in Franken aufgewachsen und lebt in Berlin. In ihrem neuerschienenen Buch greift sie Missverständnisse rund um das Thema Einwanderung auf.

Die lästige Frage nach der Herkunft ist für Ataman kein Zeichen für Interesse, sondern vor allem der Ausgrenzung: „Für mich sind die Fragen ein Zeichen dafür,

wo mich die Fragenden verorten: nämlich unter nicht-deutsch. Unter nicht-von-hier.“ Dies, so stellt sie klar, sei an sich kein Drama – allerdings sähe die Sache anders aus, wenn man sich die strukturelle Benachteiligung von Minderheiten anschau.

Ataman verweist auf Studien der OECD, die eindeutig darlegen, dass Kinder aus Einwandererfamilien in Schulen diskriminiert werden, zum Beispiel, dass sie eine fünfmal geringere Chance haben als ein deutsches Kind, auf eine weiterführende Schule zu kommen – bei gleichen Leistungen, wohl gemerkt!

Es gibt Länder wie die USA oder Indien, die der strukturellen Benachteiligung von Minderheiten mit „affirmative action“ begegnen, also beispielsweise eine bestimmte Anzahl von Studienplätzen für sie reservieren. In beiden Ländern wird diese Politik jedoch seit geraumer Zeit in Frage gestellt.

Ferda Ataman problematisiert in ihrem Buch die deutsche Debatte um Integration. Eingewanderte Menschen stünden selbst in der zweiten und dritten Generation „in der Bringschuld, sich perfekt anzupassen“ – die Kriterien dafür änderten sich jedoch permanent. „Integration hat offenbar kein Ziel: Wir werden nie richtige Deutsche.

Wozu dann das Theater?“, fragt Ataman polemisch.

Die Debatte um Identität und Zugehörigkeit ist kein intellektuelles Geplänkel. Bei populistischen Parteien in ganz Europa ist dies ein zentraler Punkt ihrer Agenda; am Thema Migration werden politische Positionen verhandelt. Forciert durch rechtsgerichtete Parteien, wird die Forderung nach einem starken Nationalstaat laut – und der soll sich an einer ethnischen Homogenität ausrichten. „Unsere Wahrnehmung von Zugehörigkeit in Deutschland hat viel mit Genen zu tun“, schreibt Ataman. „Deutsch ist, wer zuerst hier war und also schon immer von hier ist. Viele glauben an ein einheimisches Volk („Deutsche“), das sich nicht verändert, auch dann nicht, wenn Migranten dazukommen.“

Doch die Forderung nach einem ethnisch und religiös homogenen Nationalstaat wird nicht direkt formuliert, sondern, in versteckter Form, durchdekliniert am Thema Heimat. Und gerade an diesem Punkt wird Menschen aus Einwandererfamilien unterstellt, ihre Heimat sei und bleibe im Ausland. Dazu Ataman: „Heimat ist für die meisten Menschen ein Ort oder ein Gefühl. Wenn Politik Gefühle ministrabel machen will, dann am besten welche, die sich in die Zukunft richten und nicht zurück.“ Und dies ist die Stärke des Buches – es ist zukunftsgerichtet und macht Vorschläge für ein verbessertes Zusammenleben.

BUCH

Ataman, F., 2019: **Hört auf zu fragen – Ich bin von hier!** Frankfurt a. M., S. Fischer.



Autorin Ferda Ataman.

SOMMER-SPECIAL

300 Seiten, 250 Jahre, acht Generationen

Der Roman „Homegoing“ wirft ein Licht auf die brutale Geschichte des Kolonialismus und wie der Sklavenhandel die Geschichte von Westafrika und Nordamerika prägte. Geschrieben hat ihn die talentierte junge Schriftstellerin Yaa Gyasi.

Von Hans Dembowski

Der Plot spannt sich über acht Generationen und 250 Jahre. Auf 300 Seiten taucht die Autorin tief ein in Gewalt, Trauma, Missbrauch und Entmenschlichung. Fast erscheint der Roman von Yaa Gyasi wie eine Sammlung von 14 Kurzgeschichten, bei der jeweils ein anderes Individuum im Mittelpunkt steht. Alle sind aber Nachfahren von zwei Halbschwwestern aus Westafrika. Kapitel für Kapitel wendet sich die Autorin den Schicksalen zu und zeichnet so ein großes historisches Panorama. Eine der beiden Ahnmütter wird in eine Ehe mit einem Sklavenhändler gezwungen, wohingegen ihre

Halbschwester in die Sklaverei verkauft wird. Die beiden kennen einander nicht.

Keine Romanfigur kennt ihre ganze Familiengeschichte, nur die Leser sind im Bilde. Gyasi arbeitet heraus, wie sich Identitäten und Einstellungen entwickeln. Ihr Plot offenbart tiefe Wahrheiten. Gyasi beschreibt, wie Traumata langfristig Aggression, Angst und Depressionen erzeugen.

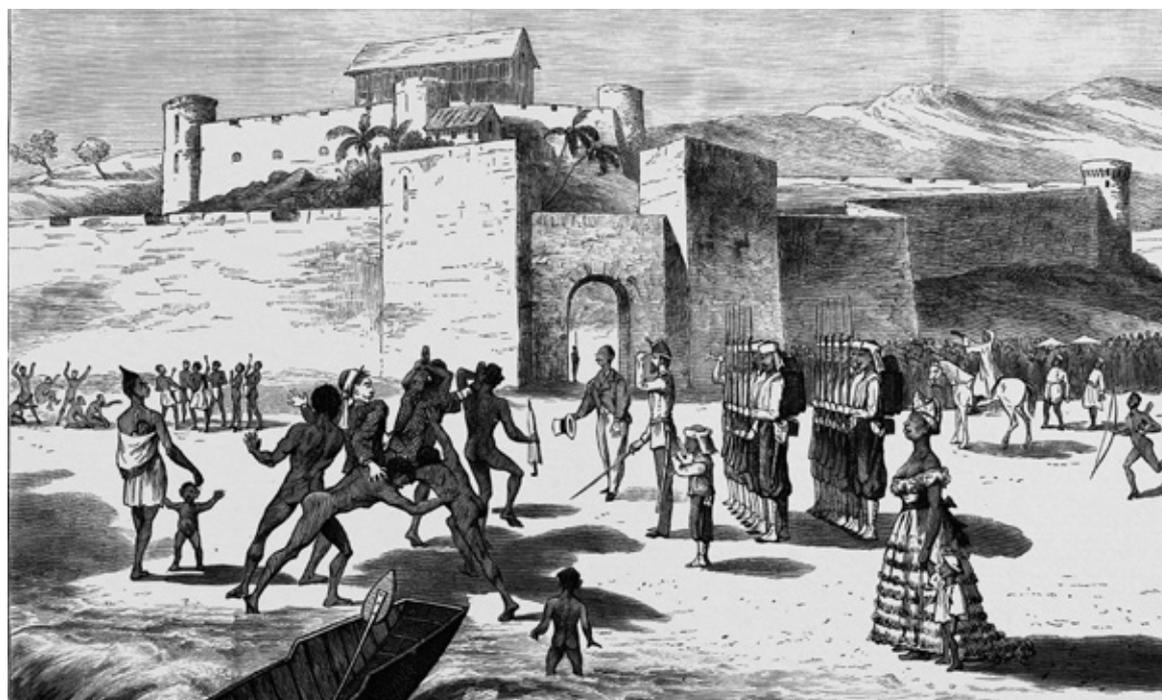
Die ersten Kapitel sind verstörend brutal. Sie handeln von Folter, Vergewaltigung, Mord. Familien werden zerrissen. Menschen verlieren jeden Einfluss auf ihr eigenes Schicksal. Bis zum Ende des Romans bleibt das Leben im Allgemeinen rau und unerbittlich, doch die individuellen Chancen werden besser. Die letzte Generation ist schließlich frei im Sinne des modernen amerikanischen Anspruchs auf Bildung und individuellem Wohlstand. Der Protagonist und die Protagonistin der letzten beiden Kapitel kennen ihre Großeltern. Familienverbindungen sind stärker geworden, bleiben aber fragil.

Viele historische Ereignisse spielen in der Geschichte eine Rolle, andere wiederum nicht. Den amerikanischen Bürgerkrieg lässt Gyasi völlig aus. Ihr geht es um Emanzipation – in kollektiver sowie individueller Hinsicht. Gyasi zeigt, wie das Durchsetzungsvermögen afroamerikanischer Intellektueller die Anführer der Freiheitsbewegung in Ghana inspirierten. Andererseits verschränkt sie die Bürgerrechtsbewegung der USA mit der Heroinsucht in schwarzen Vierteln amerikanischer Großstädte in den 1960er Jahren.

Die Geschichte Westafrikas stellt die Autorin nicht bloß als eine der kolonialen Ausbeutung dar. Die Sklavenländer nutzten ethnische Konflikte aus. Gyasi romantisiert nicht, sondern bemüht sich erfolgreich um eine nüchterne Darstellung. Sie selbst wurde in Ghana geboren, wuchs aber in den USA auf. Ihre Ähnlichkeit mit Marjorie, der Protagonistin einer der beiden letzten Episoden, ist unschwer zu erkennen. Erst am Schluss, im letzten Kapitel, finden die Nachkommen der beiden afrikanischen Ahnen zusammen, freilich ohne zu wissen, was sie verbindet. Der Roman ist hart – und lesenswert.

BUCH

Gyasi, Y., 2016: *Homegoing*. New York, Knopf. (Paperback: 2017, London, Penguin).



Zeitgenössische Darstellung der Festung Cape Coast in Ghana.

SOMMER-SPECIAL

Timbuktu – von Helden und Mythen

Timbuktu, die alte Wüstenstadt in Mali, ist seit jeher von Mythen umgeben. Dass die Stadt ihren Zauber bis heute nicht verloren hat, zeigt sich in dem 2018 auf Deutsch erschienen Buch von Charlie English „Die Bücherschmuggler von Timbuktu“.

Von Dagmar Wolf

Seit jeher rankten sich Legenden um die geheimnisvolle Oasensiedlung. Gegründet im 12. Jahrhundert, entwickelte sie sich dank ihrer Lage als Knotenpunkt zwischen dem Flusshandel auf dem Niger und der Karawanenstraßen durch die Sahara bis zum 14. Jahrhundert zu einem bedeutenden Handelszentrum. Händler und Karawanenführer berichteten von unermesslichem Reichtum und Hausdächern aus Gold.

Die Kolonialmächte England und Frankreich wetteiferten jahrelang, um Timbuktu zu finden, das Geheimnis der Stadt zu lüften – und von ihrem Reichtum zu profitieren. Immer wieder machten sich tollkühne Pioniere auf die Suche, ohne jedoch ihr Ziel zu erreichen. Als schließlich 1828 der Franzose René Caillié als Araber verkleidet in die Wüstenstadt kam, fand er statt goldgedeckter Dächer nur einfache Lehmhäuser und staubige Pfade vor. Das entsprach so wenig den Hoffnungen und Erwartungen der Europäer, dass man ihm lange nicht glaubte. Erst 25 Jahre später wurden Cailliés Berichte vom deutschen Afrikaforscher Heinrich Barth bestätigt. Dieser stieß allerdings bald auf einen ganz anderen Reichtum, den schon der verschollene Brite Alexander Gordon Laing 1826 in einem Brief erwähnt hatte: alte Manuskripte und gesammelte Schriften, die die Geschichte Westafrikas in einem völlig neuen Licht erscheinen ließen.

Bis dahin war man in Europa davon ausgegangen, dass „unwissende Wilde“ im Landesinneren lebten. Doch die Texte zeugten von einer jahrhundertealten schriftlichen Tradition. Bedeutende Chroniken zeigten, dass sich Timbuktu seit dem Mit-

telalter von einer Karawanserei zu einem Zentrum islamischer Gelehrsamkeit entwickelt hatte. Bei den Manuskripten handelte es sich um vorrangig arabische Texte über Astronomie, Medizin, Geschichte, Religion und Poesie sowie um Rechtsdokumente, die sich im Privatbesitz verschiedener Familien befanden. Erst 1973 wurde mit Unterstützung der UNESCO ein eigenes Forschungsinstitut zur Aufarbeitung und Sammlung dieser Schriften eingerichtet.

Als 2012 Dschihadisten die Stadt eroberten, war dieser Schatz in großer Gefahr. Im Januar 2013 teilte der Bürgermeister von Timbuktu der Weltöffentlichkeit mit, dass Teile der jahrhundertealten Manuskripte verbrannt worden seien. Daraufhin hängte Charlie English, Auslandsredakteur beim britischen Guardian, seinen Job an den Nagel, um der Geschichte auf den Grund zu gehen und ein Buch darüber zu schreiben.

Bei seinen umfangreichen Recherchen stieß English auf den Bibliothekar Abdel Kader Haidara, der gemeinsam mit weiteren Bibliothekaren, Gelehrten und

zahlreichen Helfern in einer spektakulären Rettungsaktion versuchte, die wertvollen Manuskripte aus der Stadt zu schaffen. In seinem 2018 erschienenen Buch, das sich wie ein Abenteuerroman liest, verknüpft English die Geschichte der Bücherrettung mit der Geschichte der Stadt, der Manuskripte und der Mythen in zwei parallel verlaufenden Erzählsträngen.

Haidara und seine Helfer schafften es, internationale Gelder zu akquirieren, besorgten zahlreiche Seekisten und Fässer und schmuggelten schließlich Nacht für Nacht unter Lebensgefahr die wertvollen Manuskripte – in Kisten verpackt, unter Lebensmitteln auf Pick-ups und später auch in kleinen Booten versteckt – an Checkpoints vorbei. Am Ende, so behauptet der Bibliothekar Haidara in Englishs Buch, seien auf diese Weise 377.491 Dokumente aus Timbuktu heraus- und in Bamako in Sicherheit gebracht worden. Nur wenige Schriften seien den Islamisten zum Opfer gefallen.

Erst ganz am Ende seines Buches rückt English mit dem Verdacht heraus, dass die reale Zahl der geretteten Manuskripte kleiner gewesen sein könnte als behauptet. Dies schmälert allerdings den Verdienst der Retter kaum – und es passt zum Mythos der legendenumwobenen Stadt Timbuktu.

BUCH

English, C., 2018: Die Bücherschmuggler von Timbuktu. Von der Suche nach der sagenumwobenen Stadt und der Rettung ihres Schatzes. Hamburg, Hoffmann und Campe.



Zahlreiche Manuskripte konnten vor der Zerstörung durch Islamisten gerettet werden. Nun setzen ihnen schlechte Lagerungsbedingungen und das Klima zu.

SOMMER-SPECIAL

Von der Macht des Aberglaubens

In seinem Debütroman „Der dunkle Fluss“ beschreibt der nigerianische Autor Chigozie Obioma die Geschichte einer Familie, der eine unfassbare persönliche Tragödie widerfährt. Der hochspannende Plot und die sprachgewaltige, metaphorische Art zu schreiben, ziehen den Leser in den Bann.

Von Sabine Balk

Die Geschichte beginnt unspektakulär. Der neunjährige Erzähler Benjamin, genannt Ben, und seine Brüder langweilen sich, und sie kommen auf die Idee, im Fluss ihres Heimatortes Akure im Süden Nigerias zu fischen. Die Jungs erhoffen sich, mit dem Fischverkauf etwas Geld dazuzuverdienen.

Doch der Erzähler berichtet, dass es den Kindern streng verboten ist, sich dem Fluss Omi-Ala zu nähern, da er verflucht sei und Unglück bringe. Die Kinder, die großen Spaß am Fischen haben und sich stolz als „Fischer“ bezeichnen, kümmern sich nicht um diese Warnung. Nach drei Wochen erwischt sie jedoch eine Nachbarin und erzählt alles der Mutter, die sich um zwei weitere kleine Kinder kümmern muss und sich als Marktfrau verdingt.

Die Mutter ist sehr aufgebracht und droht, alles dem Vater zu erzählen, der seit einigen Wochen als Angestellter der Zentralbank von Nigeria ins hunderte Kilometer entfernte Yola versetzt wurde und die Familie nur an den Wochenenden besucht. Die vier Brüder haben große Angst vor dem Vater, einem strengen, gottesfürchtigen Mann, der seine Kinder bei Regelverstößen mit dem Stock züchtigt. Wie zu erwarten, ist der Vater außer sich, als er von der „barbarischen Tat“ hört, und verprügelt seine Kinder gnadenlos. Am härtesten schlägt er den ältesten, den 15-jährigen Ikenna.

Dieser Moment markiert den Beginn der „Metamorphose“ Ikennas, wie es der Erzähler nennt. Ikenna fühlt sich vom Vater ungerecht behandelt und verhält sich zunehmend abweisend gegenüber seinen Brüdern – vor allem gegenüber seinem bisher engsten Vertrauten, dem zwei Jahre jüngeren Boja.

Als Ikennas Verhalten immer aggressiver wird, drängt die Mutter darauf zu erfahren, was mit ihm los ist. Sie (und der Leser) erfährt, was wirklich passiert ist. Die Jungen



In Chigozie Obiomas Roman „Der dunkle Fluss“ wurde Ben und seinen Brüdern das Fischen zum Verhängnis.

trafen an ihrem letzten Tag am Omi-Ala auf den stadtbekanntem Verrückten Abulu, der bei einem Autounfall den Verstand verlor und den alle wegen seiner Prophezeiungen fürchten. Abulu verfluchte Ikenna und sagte voraus, er werde von einem Fischer umgebracht.

Für Ikenna ist sofort klar, dass dieser Fischer sein Bruder Boja sein muss. Ab die-

sem Zeitpunkt schottet Ikenna sich zunehmend ab, will nichts mehr mit der Familie zu tun haben und sperrt Boja aus dem gemeinsamen Zimmer aus. Ikennas Verhalten wird für alle immer unerträglicher.

Es entspinnt sich eine Kettenreaktion an Ereignissen, die von einer Tragödie in die andere mündet. In dem Moment, an dem der Leser denkt, das Schlimmste sei passiert, ist das Buch noch nicht zu Ende, und Obioma gelingt es, den Klimax noch zu steigern. Die letzten Seiten lassen den Leser nicht mehr los. Er will endlich wissen, wie die Geschichte endet.

Neben der eigentlichen Story erfährt der Leser, wie die Menschen in Akure ticken, wo der Autor 1986 als eines von 12 Kindern geboren wurde. Die Handlung spielt Mitte der 1990er Jahre und wird im Rückblick erzählt. Die Familie des Erzählers ist sehr religiös und gehört einer der zahlreichen evangelikalen Kirchen an. Sie lebt in einem Haus mit mehreren Zimmern, ist sicher nicht arm, die Kinder gehen zur Schule und haben alles, was sie brauchen. Die Abwesenheit des Vaters und seine Kontrollfunktion bringen jedoch das Unheil ins Rollen.

Der christliche Glaube vermischt sich stark mit Aberglauben. Niemand zweifelt an den magischen Kräften des Verrückten Abulu. Auch Ikenna scheint der festen Überzeugung, dass Abulu ihn verflucht hat, und die damit einhergehende Angst treibt ihn in den Wahnsinn. Er vertraut seinem gesunden Menschenverstand oder den Worten seiner Brüder nicht mehr, die ihm versichern, ihn zu lieben und ihm nichts antun zu wollen. Die gemeinsame Vergangenheit zählt nicht mehr, und Ikenna vernichtet sogar wichtige Erinnerungsstücke, die die Einigkeit der Brüder symbolisieren.

Der Erzähler erfährt nie, wie Ikenna wirklich denkt und wie es in ihm aussieht. Nach dem Vorfall mit Abulu spricht er kaum mehr, er ist nicht fähig, seine Gedanken und Ängste zu artikulieren. Die Angebote der Mutter und Brüder, über alles zu reden, nimmt er nicht an. Diese Ratlosigkeit, die die Familie verzweifeln lässt, erfährt auch der Leser. Nach einem überraschenden und dramatischen Finale bleibt das Gefühl, dass alle Geschehnisse völlig sinnlos und unnötig sind.

BUCH

Chigozie Obioma, 2015: Der dunkle Fluss. Aufbau Verlag, Berlin.

SOMMER-SPECIAL

Umstrittene Modeausstellung

Am 4. April öffnete die Ausstellung „Contemporary Muslim Fashions“ ihre Pforten in Frankfurt – ihrer ersten Station in Europa. Die Modeausstellung ist politisch kontrovers und rief Proteste von Feministinnen und Drohungen von Rechtsextremisten hervor. Die Ausstellung zeigt die Vielfalt muslimischer Mode für Frauen aus der ganzen Welt und bricht mit Klischees.

Von Cema Tork

Die Bedeutung muslimischer Mode wächst und zieht mittlerweile sogar die Aufmerksamkeit von internationalen Top-Designern auf sich – darunter Christian Dior, Chanel und Gucci. Laut Ausstellung geben

muslimische Konsumentinnen pro Jahr 243 Milliarden Dollar für Kleidung aus.

Wer in die Ausstellung möchte, muss erst einen Sicherheitscheck durchlaufen. Dann sieht man eine Reihe schwarzer Vorhänge. Hinter dem ersten Vorhang hört man eine Frau rappen. Dahinter ist auf einem großen Bildschirm eine junge Schwangere zu sehen, die einen Hidschab trägt – ein Kopftuch, das Haare, Ohren und Hals bedeckt. Es ist die syrisch-amerikanische Sängerin und Aktivistin Mona Haydar, deren Musikvideo zu ihrem Song „Wrap my Hijab“ vor einiger Zeit im Internet bekannt geworden ist. Sie singt: „Even if you hate it I still wrap my hijab“, so als ob sie direkt die Kritiker der Ausstellung anspricht.

Die Fotos und Videos zeigen Frauen verschiedener Hautfarbe, die Lippenpiercings, blauen Lippenstift, bunt gefärbte Haare haben, T-Shirts, Ballkleider, traditionelle Kleidung, Yogahosen oder Anzüge tragen. Auf den Bildern sind muslimische Frauen beim Fechten, Hip-Hop-Tanzen oder Skateboarding zu sehen. Sie widerlegen die Vorurteile gegenüber muslimischen Frauen, die laut westlicher Wahrnehmung fügsam, unterwürfig und von Männern abhängig sind. Aufgeschlossene Besucher, die in die Ausstellung mit einer oberflächlichen Vorstellung von muslimischen Frauen kommen, werden ein tieferes Verständnis für die Vielfalt weiblicher muslimischer Identität erhalten.

Von Nike bis Valentino ist eine breite Auswahl von Mode vertreten. Ein interessantes Exponat ist eine Fliegerjacke, auf deren Rückseite der erste Zusatzartikel der US-Verfassung (der Religions- und Meinungsfreiheit garantiert) auf Arabisch geschrieben ist. Ein anderes Aus-



In Frankfurt zu sehen: ein Video mit der Modeikone Scheicha Musa bint Nasser, Mutter des Emirs von Katar, bei einem offiziellen Anlass.



Islamische Mode ist nicht per se unterwürfig: Sweatshirts von Sarah Elenany und Kopftuch von Nourka.

stellungsstück ist ein Hidschab, auf dem das englische Wort „feminist“ steht.

Die Exponate provozieren verschiedene gesellschaftliche Gruppen. Die Ausstellungsmacher erhielten rassistische Hassbotschaften von Rechtsextremisten und ernteten Kritik von Feministinnen. Eine Gruppe iranischer Frauen protestierte gegen die Eröffnung mit einer eigenen „Ausstellung“ gegen Kopftücher und weibliche Verschleierung. Sie wollten die Aufmerksamkeit auf die Frauen der Welt lenken, die gezwungen sind, sich zu verschleiern, und verhaftet werden, weil sie dies ablehnen. Sie betrachten das Kopftuch als Symbol der Unterdrückung von Frauen und beschuldigen die großen Modemarken, die in der Ausstellung vertreten sind, „Verrat zu begehen“ und sich nicht für Frauenrechte einzusetzen.

Die Ausstellung befasst sich aber auch mit dem Thema Ablehnung des Kopftuches: Ein Video zeigt Vida Movahedi, eine Iranerin, die in Teheran wegen ihres Protestes

gegen das Tragen des Kopftuchs festgenommen wurde. In dem Video steht Movahedi auf einem Metallkasten und schwenkt ihren weißen Schal an einem Stockende. Das Video verbreitete sich im Internet und führte zu Nachahmerinnen auch außerhalb des Iran. Im Museum steht das Video in starkem Kontrast zu den ausgestellten glitzernden Kleidern.

Die Ausstellung porträtiert muslimische Frauen, die ihre Kleidung selbst wählen, sowie Frauen, die von ihren Regimen gezwungen werden, sich zu bedecken. Die Ausstellung würdigt die Vielfalt von Frauen, ihrer Kunst und Mode – ob sie religiös sind oder nicht.

Auch die Rezeption der Ausstellung ist kontrovers: Die einen Besucher kritisieren Modefirmen dafür, dass sie Bekleidung speziell für muslimische Frauen produzieren, andere loben sie für ihre Inklusion. Sportbekleidung wie ein Burkini beispielsweise er-

laubt es Frauen, schwimmen zu gehen und sich an ihre persönlichen religiösen Maßstäbe zu halten.

Patriarchalische Gesellschaften haben im Laufe der Geschichte immer die Kleidung von Frauen reglementiert. Die muslimischen Frauen und Designerinnen, die für die Ausstellung ausgewählt wurden, bestimmen selbst ihre Mode und haben eine eigene Deutungshoheit über ihre Kleidung. Viele Kleidungsstücke weisen darauf hin, dass sich besonders für junge Frauen Glaube und Moderne nicht ausschließen.

Die Ausstellung ist nicht nur für Muslime interessant, sondern für alle, die mehr über die muslimische Welt erfahren möchten. „Contemporary Muslim Fashions“ ist bis September 2019 im Museum Angewandte Kunst in Frankfurt zu sehen. Sie wurde vergangenes Jahr in San Francisco gezeigt und geht von Frankfurt nach New York weiter.

Burundis Quellen trocknen aus

Burundi speist seinen Wasserbedarf aus Quellen im eigenen Land. Doch die sind zunehmend vom Austrocknen bedroht. Erosionsschutz und Aufforstung sind dringend geboten.

Burundi verfügt nach Angaben des Umweltministeriums über 24 000 Wasserquellen. Mehr als 2400, also zehn Prozent davon, seien bereits versiegt, weitere 17 Prozent seien dabei auszutrocknen, warnt Umweltminister Déo Guide Rurema. „Wenn nichts unternommen wird, werden auch diese Quellen vollständig versiegen“, sagte er auf einer Pressekonferenz. Der Erhalt der Quellen ist für Burundi besonders wichtig, da es kaum Flüsse gibt, um Trinkwasser zu gewinnen. Zwar entspringt der Nil in Burundi, führt dort aber nur wenig Wasser.



Fünf der 18 Provinzen des Landes sind akut betroffen: Bubanza im Westen, Rumonge im Süden, Gitega im Zentrum und Ngozi und Kayanza im Norden. Der Hauptgrund ist eine stark wachsende Bevölkerung, die Acker- und Bauland benötigt. Laut Jeremie Nkinahatema, Generaldirektor im Umweltministerium, gehen dadurch jedes Jahr 100 000 Tonnen Land verloren.

Burundis Wälder, die viele der Wasserquellen speisen, sind außerdem durch Abholzung für Brennholz und Bauholz für Häuser bedroht. Auch die Gewinnung von Holzkohle – in erster Linie zum Kochen – spielt eine große Rolle: Laut dem Universitätsprofessor und Umweltaktivisten Frederick Bangirina verbrauchen allein die Wirtschaftsmetropole Bujumbura und die Hauptstadt Gitega zusammen rund 70 000 Tonnen Kohle pro Jahr, wofür 35 000 Hektar Wald benötigt würden. Folglich gehe die bewaldete Fläche in Burundi stark zurück.

Um gegenzusteuern, hat die Regierung in einem Aufforstungsprojekt im ganzen Land innerhalb von zwei Jahren mehr als 50 Millionen Bäume auf kahlgeschlagenen Bergen gepflanzt. Die Menschen vor Ort seien verpflichtet, diese Bäume zu schützen, andernfalls würden sie bestraft, betont Nkinahatema. Weitere Maßnahmen bestehen darin, Eukalyptusbäume, die sehr viel Wasser benötigen, durch andere Arten zu ersetzen und Erosionsschutzgräben anzulegen.

Darüber hinaus gibt es private Initiativen, zum Beispiel das von Delphin Kaze, einem Studenten der Umweltwissenschaften an der Polytechnischen Universität Gitega, gegründete Projekt Kaze Green Economy (KAGE). Es produziert seit zwei Jahren Kohle aus Maisüberresten als Alternative zu Holzkohle. Den Rohstoff bezieht das junge Unternehmen von Bauern und Firmen, die Haushaltsabfälle einsammeln. Es gibt noch einige Herausforderungen, was den Transport betrifft. Geplant ist aber, die Städte Gitega und Bujumbura mit der „sauberen Kohle“ zu beliefern.



MIREILLE KANYANGE
ist Journalistin und
Reporterin bei Radio
Isanganiro in Burundi.
mika.kanyange@gmail.com

IMPRESSUM

E+Z ENTWICKLUNG UND ZUSAMMENARBEIT
60. Jg. 2019
Die Zeitschrift erscheint auf Englisch
als D+C Development and Cooperation.
Internet: www.DandC.eu
D 12 104 ISSN 0721-2178

E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit wird vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung finanziert und von ENGAGEMENT GLOBAL herausgegeben. Zeitschrift und Website sind nicht als Regierungssprachrohr konzipiert, sondern sollen ein kontroverses Diskussionsforum für Politik, Praxis, Wissenschaft und Zivilgesellschaft auf internationaler Ebene schaffen. D+C Development and Cooperation ist der inhaltsgleiche englischsprachige Zwilling.

ENGAGEMENT GLOBAL gGmbH
Service für Entwicklungsinitiativen
Tulpenfeld 7
D-53113 Bonn
Tel. (02 28) 2 07 17-0, Fax (02 28) 2 07 17-150
www.engagement-global.de

BEIRAT:
Thomas Loster, Prof. Dr. Katharina Michaelowa,
Prof. Dr. Dirk Messner, Petra Pinzler, Hugh Williamson

VERLAG:
FAZIT Communication GmbH
Geschäftsführer: Peter Hintereder und Hannes Ludwig

ANSCHRIFT VON VERLAG UND REDAKTION:
Frankenallee 71–81
D-60327 Frankfurt am Main
Zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum
genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

REDAKTION:
Dr. Hans Dembowski (Chefredakteur, V.i.S.d.P.), Sabine Balk,
Katja Dombrowski, Monika Hellstern, Sheila Mysorekar,
Dagmar Wolf (Assistenz)
Tel. (0 69) 75 91-31 10
euz.editor@dandc.eu
Mitteilung gemäß § 5 Absatz 2 Hessisches Gesetz über Freiheit
und Recht der Presse: Gesellschafter des Unternehmens sind die
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH (40%) und die Frankfurter
Societät GmbH (60%).
Artdirector: Sebastian Schöpssau
Layout: Jan Walter Hofmann
Übersetzung: Eleonore von Bothmer

ANZEIGEN, ABONNEMENTS UND VERTRIEB:
FAZIT Communication GmbH
c/o InTime Media Services GmbH
Postfach 1363
D-82034 Deisenhofen
Tel. (0 89) 8 58 53-8 32
Fax (0 89) 8 58 53-6 28 32
fazit-com@intime-media-services.de

DRUCK:
Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH
Kurhessenstraße 4–6
D-64546 Mörfelden-Walldorf

Die vollständige oder auszugsweise Weiterverwendung der in
E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit und D+C Development and
Cooperation veröffentlichten Textbeiträge in anderen Medien ist mit
Angabe der Quelle gestattet, sofern der E+Z/D+Z-Redaktion zwei
Belegexemplare beziehungsweise die Links zu den jeweiligen
Webseiten zugestellt werden. Diese pauschale Genehmigung gilt
nicht für die von uns verwendeten Bilder, Landkarten und sonstige
Beiträge, bei denen das Copyright bei der Veröffentlichung separat
und ausdrücklich vermerkt wird.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Falle
die Meinung von Herausgeber und Redaktion dar.

BEZUGSPREISE FÜR DRUCKAUSGABE:
Einzelpreis: 2,20 €, Jahresabonnement Inland: 14,00 €,
Jahresabonnement Ausland: 18,00 € (inkl. Versandkosten).

PSYCHISCHE GESUNDHEIT

„Mangelnde Informationen richten Schaden an“

Während eines psychotischen Schubs nehmen Betroffene Dinge als real wahr, die für andere Menschen nicht existieren. Eine professionelle medizinische Behandlung ist hilfreich, aber in Ländern niedrigen Einkommens oft nicht verfügbar. Der liberianische Psychiater Selekie M. Tulay Jr. beschreibt die Lage.

Selekie M. Tulay Jr. im Interview mit Samwar Fallah

Können Sie kurz erklären, was eine Psychose und was Schizophrenie ist?

Ein Psychose ist ein Krankheitsbild, das mit Realitätsverlust einhergeht. Betroffene hören zum Beispiel Stimmen oder sehen Dinge, die nicht da sind. Psychotische Schübe tauchen meistens erstmals zwischen dem 15. und 25. Lebensjahr auf. Sie können durch dramatische Erlebnisse ausgelöst werden, etwa den Verlust einer Beziehung, Krieg, Missbrauch, Diskriminierung et cetera. Wissenschaftlich sind derartige Störungen noch nicht voll erforscht. Wir wissen aber, dass Schizophrenie eine Gruppe von psychotischen Störungen ist, die das Denken, das Verhalten, die Gefühle und die Realitätswahrnehmung beeinflussen. Ihre Ursache liegt in einer Kombination aus genetischen und nicht genetischen Faktoren. Dazu können eine Verletzung bei der Geburt, hormonelles Ungleichgewicht, eine Virusinfektion, Mangelernährung und anderes gehören.

In Liberia wurden sehr viele Menschen durch die Gewalt im Bürgerkrieg traumatisiert. Spielt das eine Rolle?

Ja, Traumatisierung ist auf jeden Fall ein Faktor. Eine posttraumatische Belastungsstörung kann zum Beispiel zu Alpträumen führen. Wenn ein furchtbares Ereignis immer wieder durchlebt wird, löst das großen Stress aus. Betroffene können sich nur schwer auf etwas anderes konzentrieren oder werden depressiv. Auch psychotische Episoden können eine Folge sein. Katastro-

phen wie ein Bürgerkrieg wirken sich langfristig auf die psychische Gesundheit der Menschen aus.

Inwieweit kann das Gesundheitssystem Menschen behandeln, die unter psychotischen Schüben leiden?

Betroffene können sowohl in Krankenhäusern als auch außerhalb behandelt werden. Selbst in nicht spezialisierten Gesundheitszentren gibt es Hilfe. Die medizinische Versorgung ist einfach und effektiv. Ein wichtiger Teil davon ist die Gabe von Medikamenten, die die Menschen beruhigen. Während einer psychotischen Episode können die Patienten zumeist nicht schlafen. Sie sind extrem unruhig, und die Kommunikation mit ihnen ist schwierig, weil ihre Realitätswahrnehmung so anders ist. Leider gibt es nur in zehn der 15 Regionen Liberias eine spezialisierte Versorgung. Unser Gesundheitssystem kann nicht alle Menschen behandeln. Vor allem in ländlichen Gegenden fehlt es an Einrichtungen und qualifiziertem Personal.

Was passiert mit den Menschen, die keine professionelle Hilfe erhalten?

Die Gefahr, dass sich ihr psychischer Gesundheitszustand weiter verschlechtert, ist groß. Manche Betroffene stellen eine ernsthafte Gefahr für ihre Angehörigen dar

– oder für sich selbst, wenn sie zum Beispiel versuchen, sich umzubringen. Professionelle Hilfe ist essenziell. Aber es kann auch Rückfälle geben. Manche Liberianer glauben, dass psychische Störungen übernatürliche Ursachen haben.

Menschen mit einer Psychose stellen eine große Belastung für ihr Umfeld dar. Es heißt, dass sie in armen Gegenden in Entwicklungsländern oft einfach angebunden oder eingeschlossen werden, bis der Schub vorüber ist, oder dass Exorzismus oder Zauberei angewendet werden.

Nun, welche Alternativen haben Menschen ohne Zugang zu angemessener Gesundheitsversorgung denn? Die Allgemeinheit weiß nicht viel über psychische Krankheiten. Es ist sehr wichtig, dafür zu sensibilisieren und den Zugang zu professioneller medizinischer Versorgung zu verbessern. Mangelnde Informationen richten Schaden an, aber eine angemessene soziale Infrastruktur ist ebenfalls unerlässlich. Liberia hat fast fünf Millionen Einwohner, aber nur eine stationäre Einrichtung für psychisch Kranke. Sie ist in der Hauptstadt Monrovia und nimmt Patienten mit vielen verschiedenen Problemen auf, etwa Drogenmissbrauch, Angstzuständen, Depressionen, Epilepsie, bipolaren und manischen Störungen, Psychosen und Schizophrenie. Es wäre gut, das Bewusstsein dafür zu schärfen und mehr Einrichtungen zu bauen. Beides könnte die Art, wie psychische Krankheiten wahrgenommen werden, verändern.

SELEKIE M. TULAY JR.

ist Psychiater und leitet die Abteilung für psychische Gesundheit am Ganta United Methodist Hospital in der liberianischen Region Nimba. <http://gantahospital.com>



Die Verletzungen aus dem Bürgerkrieg in Liberia sind nicht nur körperlicher Art.

RESILIENZ

Mehr als nur ein Schlagwort?

Nach den verheerenden Zyklonen Idai und Kenneth im März und April müssen in Mosambik die besonders schwer betroffenen Provinzen und die Stadt Beira wieder aufgebaut werden. Es ist zu hoffen, dass nicht nur Gebäude und Infrastruktur rekonstruiert werden, sondern auch Resilienz entsteht.

Von Friedrich Kaufmann und Winfried Borowczak

Eine Geberkonferenz am 31. Mai und 1. Juni in Beira brachte Finanzzusagen von 1,2 Milliarden US-Dollar für den Wiederaufbau Mosambiks. Das ist nur wenig mehr als ein Drittel der 3,2 Milliarden Dollar, die die mosambikanische Regierung als notwendig erachtet (siehe auch unseren Kommentar im E+Z/D+C e-Paper 2019/05, Debatte).

Das Ergebnis der Geberkonferenz muss für Mosambik und seine Regierung eine Ernüchterung gewesen sein. Auch der vorläufige Wiederaufbauplan war enttäuschend. Es handelte sich um wenig mehr als konventionelle Ideen eines prinzipiellen Weiter so. Wegen der strukturellen Korruption auf allen Ebenen von Staat und Verwaltung, Mega-Finanzskandalen und der weitverbreiteten Selbstbereicherung waren die Geber zögerlich mit Zusagen.

Resilienz wurde auf stabilere Gebäude und einige wenig mehr als kosmetische Maßnahmen zur Sicherung Beiras vor Überflutung durch das Meer oder die Flüsse Pungué und Buzi reduziert. Hinzu kommen soll eine weitere Verbesserung des Drainagesystems der Stadt. Dabei müsste allen Beteiligten das Schicksal des Ortes Sofala gerade in diesen Wochen vor Augen liegen. Die nur 30 Kilometer südlich von Beira gelegene ehemalige Handelsstadt musste bereits vor fast 140 Jahren aufgegeben werden, weil sie dem Meer nicht mehr trotzen konnte.

Sofala wurde im 9. Jahrhundert südlich des Mündungstrichters von Buzi und Pungué gegründet. Die Stadt war für 1000 Jahre der südlichste Hafen, den arabische, persische und indische Händler anliefen, und diente als Drehkreuz für den Handel mit

dem afrikanischen Hinterland. Hier wurden hauptsächlich Elfenbein, Sklaven und Gold gehandelt. Doch Ende des 19. Jahrhunderts kam all dies zu einem schnellen Ende. Einige, eher marginale Veränderungen im Küstenverlauf, die völlige Vernachlässigung von Küstenschutz plus die restriktive Zollpolitik des portugiesischen Kolonialregimes führten zum Ende der Stadt. Heute sind von Strand aus nur noch einige Ruinen im Meer zu erkennen.

Die Rolle Sofalas übernahm Beira. Bei Gründung um 1880 schien es sich um einen geeigneten Platz zum Siedeln zu handeln, heute sind hunderttausende Menschen vom Wasser bedroht. Denn weit mehr als die Hälfte der fast 600 000 Einwohner lebt unter dem Meeresspiegel, der stetig steigt.

Hinzu kommt, dass sämtliche Flüsse im Zentrum und im Norden Mosambiks weder über effiziente Flussdeiche noch über unbebaute Überflutungsgebiete (Retentionsflächen) verfügen. Es gab in den vergangenen Jahren Anstrengungen, das marode Drainagesystem zu erneuern, aber Beira steht trotzdem in jeder Regenzeit in weiten Teilen unter Wasser. Entlang der Flussläufe entstehen immer wieder Überschwemmungsseen, in denen Menschen ertrinken und die Ernten vernichtet werden.

Hier ergeben sich mehrere Dilemmata: Will man die Stadt Beira dort belassen, wo sie heute liegt, tun sich unkalkulierbare Ewigkeitskosten für die Konstruktion

und Instandhaltung von echten Deichen sowie für die weitere Rehabilitierung und den Betrieb eines effizienten Drainagesystems auf. Gleiches gilt für die Flussdeiche. Retentionsflächen von Wohnbebauung freizuhalten dürfte nahezu unmöglich sein. Gerade die flussnahen Agrarflächen zählen zu den fruchtbarsten im ganzen Land.

In Mosambik gibt es keine Institution, die in der Lage wäre, alle diese Dilemmata auch nur ansatzweise aufzulösen. Wer soll etwa eine zumindest partielle Verlegung Beiras in höher gelegene Gebiete umsetzen oder die Räumung überschwemmungsgefährdeter Flussauen?

Hinzu kommt die notorische Korruption. Geber, die ihre Finanzmittel durch staatliche Kanäle in Wiederaufbauprojekte leiten wollen, müssen davon ausgehen, dass Teile dieser Gelder auf Konten hochrangiger Vertreter von Staat und Verwaltung landen. Der Ankündigung auf der Geberkonferenz, dass das hastig gegründete, staatliche „Wiederaufbaubüro“ einer rigorosen internationalen Finanzaufsicht unterliegt, muss daher mit Skepsis begegnet werden.



FRIEDRICH KAUFMANN
ist Leiter der Deutschen
Auslandshandelskammer in
Maputo, Mosambik.
friedrich.kaufmann@gmx.net



WINFRIED BOROWCZAK
ist Sozialökonom und freier
Berater mit den
Schwerpunkten
Privatsektorförderung und
Organisationsentwicklung in Afrika und
portugiesischsprachigen Ländern.
winborow@aol.com



Durch Zyklon Idai zerstörte Straße in Nhamatanda, etwa 50 Kilometer von Beira entfernt.

Leserbriefe



KAUM FORMALE SCHULBILDUNG FÜR ARME KINDER

E+Z/D+C e-Paper 2019/05, Schwerpunkt, Interview mit Sivali Ranawana: „Harte Konkurrenz“

Prof. Ranawana hat in den meisten Punkten sicherlich Recht, und ich bin froh, dass er „kostenlose Bildung für alle“ als Mythos bezeichnet. Private Bildungseinrichtungen haben definitiv einen großen Einfluss (in den anderen Ländern Südasiens noch mehr als in Sri Lanka). Leider ignoriert er aber die Tatsache (vielleicht weil er nicht danach gefragt wurde), dass große Teile der Gesellschaft kaum eine formale Bildung erhalten. Das liegt nicht nur an sozialen Umwälzungen (z.B. dem Bürgerkrieg in Sri Lanka, der Hunderttausenden eine menschenwürdige Bildung verwehrt hat), sondern vor allem daran, dass Bildung auf dem Land und in den Slums wie auch die Bildung für spezielle Gruppen (z.B. Dalits oder ethnische Minderheiten) sehr begrenzt ist.

Auch wenn diese Kinder eine Schule besuchen können, sind sie kaum dazu

in der Lage, dem Unterricht zu folgen, weil sie von einem sehr niedrigen Bildungsniveau kommen oder in zerrütteten Familien leben (weil Vater oder Mutter im Ausland arbeiten).

Sri Lanka hat ein großartiges System, aber etwas stimmt nicht, wenn mir ein Schulleiter sagt, wie dankbar er für die außerschulische Ausbildung ist, die unsere lokalen Partner anbieten. Denn „zum ersten Mal in der Geschichte haben es einige unserer Kinder durch die Prüfungen geschafft“. Diese ermöglichen es ihnen, eine der privilegierten Sekundarschulen oder Hochschulen zu besuchen. Ich verstehe, dass unsere deutschen Entwicklungsgelder hauptsächlich über bilaterale Abkommen zwischen unseren und den lokalen Regierungen verteilt werden, aber uns muss bewusst sein, dass dadurch automatisch die Ärmsten der Armen ausgeschlossen werden, und leider sind es in Südasien viele Dutzend Millionen.

Ein weiterer Aspekt, der nur teilweise angesprochen wird, ist die Tatsache, dass viele gut ausgebildete Menschen in diesen Ländern kaum einen Job bekommen können, weil es nicht genügend qualifizierte Arbeitsplätze gibt. Ich bin jedem qualifizierten Spezialisten dankbar, der in unserem Land, in unseren Unternehmen, Krankenhäusern und Bildungseinrichtungen tätig ist, aber ich bezweifle, dass dies eine Lösung für die Länder Südasien und die Migration im Allgemeinen ist. Insgesamt müssen wir sehr sorgfältig überlegen, wie wir in Zukunft mit diesen Fragen umgehen.

Die vorliegenden Lösungen funktionieren nicht so gut, wie wir oft glauben.

Dr. Hermann Gschwandtner ist Vorsitzender der deutschen NGO Helping Hands in Gelnhäusen.



BESTÄTIGUNG AUS DER VOGELPERSPEKTIVE

E+Z/D+C e-Paper 2019/04, Schwerpunkt, Interview mit Ibrahim Manzo Diallo: „Es gibt sie immer noch“

Herzlichen Dank und mein Kompliment für diesen Text! Ich fand in einer Studie des Wissenschaftlichen Dienstes des Europäischen Parlaments zum Europäischen Rat eine Passage, welche die Beobachtung des Interviewpartners von Katja Dombrowski präzise aus der Vogelperspektive bestätigt: „Analysts note, however, that since 2015, EU action to address irregular migration has gradually led to the instrumentalisation of development policy instruments for migration management purposes. The EU Trust Fund for Africa and the migration partnerships prioritise the management of irregular migration through the use of different policies and tools, including development aid. The partnerships have explicitly introduced condi-

tionality to cooperation with third countries on return and readmission of irregular migrants.“

Dr. Hans-Jochen Luhmann ist Senior Advisor am Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie.

INFORMATIONEN ÜBER DIE „ARMEN UND MACHTLOSEN“

E+Z/D+C e-Paper 2019/04, Schwerpunkt „Weltproblem Flucht“

Herzlichen Glückwunsch zur E+Z/D+C-Ausgabe zum „Weltproblem Flucht“. Es liefert sehr wichtige Informationen zu Bildung und damit zusammenhängenden Themen, vor allem in Bezug auf benachteiligte Gruppen wie die Armen und Machtlosen. Das Magazin beleuchtet die Themen von vielen Blickwinkeln aus und liefert Informationen aus verschiedenen Ländern rund um den Globus.

Ich habe das Lesen jeder einzelnen Zeile genossen. Ich lese E+Z/D+C seit mehr als zehn Jahren. Die Zeitschrift liefert zuverlässig prägnante Informationen über die „Armen und Machtlosen“ aus verschiedenen Perspektiven und wendet sich dabei sowohl an Praktiker als auch an Wissenschaftler. Ich wünsche mir, dass Politiker auf die Empfehlungen hören.

Wie wir sehr gut wissen, ist Bildung die Grundlage für die Entwicklung und den Fortschritt der Menschheit.

Dr. Somaratne Banda Ekanayake ist Geschäftsführer der Association for Educational Research and Development in Sri Lanka (AERDSL).

A man wearing a white shirt and a woven straw hat is painting a mural on a blue wall. The mural depicts a woman with a determined expression, wearing a white headscarf and a yellow top, with her right fist raised. In the background of the mural, there are silhouettes of other people. The man is using a brush to paint the woman's face.

Ein Mann malt ein Wandbild von Alaa Salah, die ein Symbol für die Demonstrationen gegen das Militärregime im Sudan wurde.

Geschlecht und Sozialisation

Vorstellungen davon, wie Männer und Frauen zu sein haben, sind im kollektiven Gedächtnis der Gesellschaften verankert. Sie sind von Tradition und Glauben geprägt. In den meisten Gesellschaften wird der Mann als dominant und der Frau überlegen betrachtet. Kinder und Jugendliche werden nach diesen Wertvorstellungen sozialisiert. In aufgeklärten, demokratischen Gesellschaften gilt heute aber der Grundsatz, dass Frauen und Männer gleichberechtigt sind. Viele

Frauen wollen sich nicht mehr unterwerfen und kämpfen für Gleichberechtigung. Dazu bedarf es noch viel Aufklärung und Sensibilisierung. Dies ist auch Aufgabe der Entwicklungspolitik.



Dieser Schwerpunkt beschäftigt sich mit dem fünften UN-Ziel für nachhaltige Entwicklung (Sustainable Development Goal – SDG): Gleichstellung der Geschlechter.

Gewalt entgegenwirken

Gewalttätiges Verhalten wird erlernt und durch patriarchale Strukturen sowie den Glauben an die Überlegenheit des Mannes verfestigt. Eine zivilgesellschaftliche Organisation in Bolivien versucht, Gewalt entgegenzuwirken, indem junge Leute Geschlechterrollen kritisch reflektieren.

Von Henry Cervantes und Britta Wiemers

Gewalt entsteht nicht aus dem Nichts, sondern das Individuum erlernt sie – wie vieles andere auch – im Sozialisierungsprozess. Der Psychologe Philip G. Zimbardo definiert „Sozialisierung als lebenslanges Erlernen und individuelles Reproduzieren von gesellschaftlich akzeptierten Verhaltensmustern, Werten und Normen“. Aus diesem Grund muss Gewaltprävention schon beim Sozialisierungsprozess ansetzen.

Bei jeglichem Sozialisierungsprozess, der gewalttätige Individuen oder Gemeinschaften hervorbringt, spielt der Genderaspekt eine bedeutsame Rolle. In der Frauen- und Geschlechterforschung gilt es als Konsens, dass Geschlecht eine soziale Konstruktion ist. Laut der Genderforscherin Judith Lorber ist die Genderkonstruktion eine „soziale Institution“, die auf drei strukturellen Prinzipien beruht:

1. Menschen werden in zwei soziale Gruppen unterteilt: Männer und Frauen.

2. Es werden wahrnehmbare Unterschiede zwischen ihnen konstruiert und

3. die Geschlechter werden unterschiedlich behandelt, was durch sozial erzeugte Unterschiede legitimiert wird.

Sozialisierung findet in der Familie statt sowie in gesellschaftlichen Institutionen wie Schule, Staat, Medien und Kirche. In den meisten Gesellschaften ist dieser Prozess durch das Patriarchat beeinflusst, eine Gesellschaftsordnung, in der der Mann eine bevorzugte Stellung innehat. Das System beruht also auf einer ungleichen Machtbeziehung zwischen Mann und Frau.

Hierbei werden der weiblichen Rolle Merkmale wie Empathiefähigkeit, Gefühl, Hingabe und Selbstlosigkeit zugewiesen, der männlichen Rolle hingegen Merkmale wie Überlegenheitsgefühle, Dominanz und Abwertung der Frau. Die Verinnerlichung dieser Rollen beeinflusst das Selbstbewusstsein der Frauen negativ und führt zu einer Unterschätzung der eigenen Fähigkeiten. Dadurch, dass diese klischeehaften Geschlechterrollen reproduziert werden, können Männer eigene und Bedürfnisse und Gefühle anderer, wie Trauer, Angst oder Scham, nur erschwert wahrnehmen und konstruktiv kommunizieren.

Laut soziologischer Forschung ist es Teil der hegemonialen, männlichen Rolle, strukturelle und individuelle Gewalt zu nut-

zen – auch wenn die Nutzung in der Wechselwirkung mit anderen „Identitäten“ wie Klasse, Ethnie, Religion, Region und im historischen Kontext variiert.

MÄNNLICHKEIT UND GEWALT

Studien des UNODC (United Nations Office on Drugs and Crime – Büro der Vereinten Nationen für Drogen- und Verbrechensbekämpfung) zeigen, dass Männer „sehr viel häufiger als Frauen sowohl Täter als auch Opfer verschiedener Formen zwischenmenschlicher Gewalt“ sind: Zu 95 Prozent sind Männer die Täter bei gewalttätigen Morden und sind 81 Prozent der Opfer bei gewaltsamem Tod.

Auch wenn Frauen und Mädchen eine weitaus kleinere Zahl an Mordopfern darstellen, sind Frauen und Mädchen weltweit überproportional Opfer von geschlechtsspezifischen Formen von Gewalt, angefangen von häuslicher Gewalt bis hin zu Femiziden: 2017 starben laut UNODC jeden Tag 137 Frauen und Mädchen aufgrund von Gewalt durch Familienangehörige oder dem Partner.

Abhängig von der Weltregion werden zwischen ein und zwei Drittel der Frauen (im Falle Boliviens: 75 Prozent) zu einem Zeitpunkt ihres Lebens „Opfer physischer und/oder sexualisierter Gewalt“, erklärt die Weltgesundheitsorganisation WHO.

Wie die Geschlechterrollen definiert und erlernt werden, ist ein zentraler Aspekt der Entstehung von Gewalt. Gewaltprävention, ohne die Genderkonstruktion kritisch zu analysieren, kann daher nur eine begrenzte Wirkung haben.



Frauen in Bolivien emanzipieren sich, um geschlechtsspezifische Gewalt und Diskriminierung zu überwinden.

STÄRKUNG VON FRAUEN UND JUGENDLICHEN

Die Nichtregierungsorganisation „Centro Juana Azurduy“ (CJA) in Sucre, Bolivien, widmet sich schon seit fast 30 Jahren der Stärkung von Frauenrechten sowie der Prävention und Strafverfolgung genderbasierter Gewalt. „In Bolivien gibt es eine stark polarisierte Geschlechterrollenzuschreibung, die im Alltag deutlich wird“, erklärt Martha Noya, Direktorin des Zentrums Juana Azurduy. Männer hätten strukturelle Privilegien und Gewalt werde idealisiert. Sie nutzten häufig Gewalt als erstes Mittel in Konfliktsituationen – im häuslichen Umfeld oder auch in anderen Situationen. CJA-Mitarbeiterin Lila Carrasco erklärt, dass Gewalt in familiären Beziehungen und in der bolivianischen Gesellschaft generell selbstverständlich sei.

Martha Noya hebt hervor, dass es essenziell sei, bei der Analyse von Gewalt und Konflikt unterschiedliche Perspektiven zu berücksichtigen. In den sozialen Bewegungen des Landes fehlte das Bewusstsein für eine Genderperspektive. Konflikte würden fast ausschließlich aus Sicht von Klasse und Ethnie betrachtet. Dennoch haben Frauenrechtlerinnen schon etwas bewirkt.

Das CJA bemüht sich, angesichts der patriarchalen Struktur des bolivianischen Staates die gleichberechtigte Teilhabe der Frauen in gesellschaftspolitischen Prozessen zu stärken. Dass mittlerweile 51 Prozent aller gewählten politischen Ämter von Frauen besetzt werden, sieht Gretel Lambertin, Leiterin der Lobby- und Advocacyarbeit des CJA, als „Ergebnis eines langen und harten Kampfes der Frauenbewegung“, das „einen überaus wichtigen Fortschritt“ zeige.

Gleichberechtigte Strukturen sind auch innerhalb politischer Organisationen und Parteien notwendig, um politische Maßnahmen umsetzen zu können, die Gewalt vorbeugen und bestrafen. Eine Strategie ist, das Wissen und die Fähigkeiten von Frauen zu stärken, damit sie in politischen Ämtern eine feministische Perspektive einnehmen können. Das CJA führt dazu Kurse in einer Schule für Führungsbildung durch, die im Departement Chuquisaca einmalig sind. Die Ausbildung beinhaltet, Genderrollen der patriarchalen bolivianischen Gesellschaft zu de- und rekonstruieren, das Selbstbewusstsein und die Kommunika-



tionsfähigkeiten der Teilnehmerinnen zu stärken, Wissen über gesellschaftspolitische Prozesse und die bolivianische Geschichte zu vermitteln und Einstellungen und Kapazitäten zu fördern, mit Konflikten konstruktiv und gewaltfrei umzugehen.

Das CJA verfügt ebenfalls über langjährige Erfahrung in der Gewaltvorbeugung bei Kindern. Das Projekt „Super-VerteidigerInnen“ („Super Defensores“) basiert auf einem Bildungskonzept, bei dem Kinder sich gegenseitig über ihre Rechte und körperliche Selbstbestimmung aufklären. So lernen sie, Genderklischees zu verstehen und Gewalt in der Schule vorzubeugen. Das Projekt bildete über einen Zeitraum von 14 Jahren mehr als 50 000 Kinder fort.

NEGATIVER EINFLUSS SOZIALER MEDIEN

Wie überall übernehmen auch in Bolivien soziale Medien eine immer größere Rolle im Prozess der Gendersozialisierung. Ana Lilian Ortega vom CJA ist Journalistin und Leiterin des Radiosenders des CJA „Radio Encuentro“. Sie ist der Ansicht, dass die meisten bolivianischen Medien „gewalttätige, rassistische und frauenfeindliche Botschaften“ vermitteln und dass die „Berichterstattung über Femizide und andere Gendergewalt de facto zu mehr Gewalt“ führt. Deswegen sei es notwendig, nicht nur eine „bewusste und kritische Nutzung der Medien unter den Jugendlichen zu stärken“, meint Ortega, sondern auch dieser Art von Berichterstattung nichtgewalttätige Alternativen entgegenzusetzen.

Um dies zu erreichen, wandelt das CJA jetzt sein Radio in einem strategischen Prozess zu einem Multimedia-Format um: Es nutzt nun auch soziale Medien wie Facebook, Twitter oder Instagram, um Inhalte zu vermitteln. Des Weiteren fördert es die Teilhabe der Jugendlichen als Protago-

nisten im Programm und in der Interaktion mit den verschiedenen Plattformen. Die Jugendlichen sind an der Entwicklung des Programms über Themen wie Partnerschaften, sexuelle Beziehungen und rassistische oder sexistische Diskriminierung beteiligt, mit dem Ziel, „Reflexionsprozesse beim Publikum auszulösen“, erzählt Ortega.

Aus den konzeptuellen Debatten und Forschungen sowie der 30-jährigen Erfahrung des Zentrums können folgende Schlüsse gezogen werden:

- Jegliche Maßnahme zur Gewaltvorbeugung muss den jeweils spezifischen Bedürfnissen der Kinder, Männer und Frauen entsprechen.
- Um mit Frauen und Mädchen zu arbeiten, muss der Schwerpunkt darauf liegen, Diskriminierung zu überwinden. Sie müssen über ihre Rechte informiert werden, um so ihr Selbstbewusstsein zu stärken – und somit die Fähigkeit erhalten, ungerechte Machtstrukturen in Frage zu stellen und zu verändern.
- Die Arbeit mit Jungen und Männern sollte darauf zielen, ihre nicht verdienten Privilegien und ihre Macht zu erkennen und sie darin zu unterstützen, Formen von Männlichkeit zu leben, die auf Gleichberechtigung, Wertschätzung und Gewaltfreiheit basieren.

LINKS

„Centro Juana Azurduy“ (CJA):

<http://centrojuanaazurduy.org/>

<https://www.facebook.com/Centro-Juana-Azurduy-Bolivia-269393446440891/>



BRITTA WIEMERS

ist Friedens- und Konfliktwissenschaftlerin und arbeitet als Fachkraft des Weltfriedensdienst e.V. beim

Centro Juana Azurduy im Projekt „Frauen setzen auf eine Kultur des Friedens“ im Rahmen des Zivilen Friedensdienstes.

wiemers@wfd.de

<https://wfd.de/>



HENRY CERVANTES

ist klinischer Psychologe und arbeitet im Centro Juana Azurduy in einem Interventionsprojekt mit

männlichen Tätern, um den Kreislauf häuslicher Gewalt zu durchbrechen.

hcervantes@centrojuanaazurduy.org

Ungleiche Sozialisierung

Obwohl die Gesetzgebung in Mexiko in Bezug auf Gleichstellung und Nichtdiskriminierung der Geschlechter fortschrittlich ist, werden Frauen im täglichen Leben noch vielfach diskriminiert. Zu wirklicher Gleichberechtigung in Mexiko ist es noch ein langer Weg.

Von Virginia Mercado

In jeder Kultur gibt es spezifische Mechanismen und Strukturen im Sozialisationsprozess, der dazu führt, dass Männer und Frauen eine bestimmte Rolle innerhalb ihrer sozialen Gruppe übernehmen. Mexiko ist ein multikulturelles Land. Es existieren aber landesweite Merkmale der Rolle der Frauen. Spezifische Gemeinschaften haben aber häufig nochmals ein eigene Vorstellung davon, welche Rolle sie ihren weiblichen Mitgliedern zuschreiben.

Überlieferte Verhaltensmuster und Traditionen haben einen starken Einfluss. Zu den sogenannten weiblichen Eigenschaften zählen Sensibilität, die Fähigkeit, zu vergeben, Verletzlichkeit, Demut, Gehorsam und Schweigen.

Sowohl auf dem Land wie auch in städtischen Gebieten bestehen Beziehungsmodelle fort, die auf Geschlechterstereotypen basieren: So etwa müssen viele Frauen ihre Männer um Erlaubnis fragen, um arbeiten oder studieren zu dürfen. In der Regel kontrollieren Männer das Geld und den Besitz der Familie. Die meisten Eltern vererben ihr Eigentum ausschließlich an ihre Söhne. Auch wird die Bildung der Söhne priorisiert. Solche Verhaltensweisen schränken die Unabhängigkeit und den Einfluss der Frauen ein. Ungeschriebene patriarchale Regeln werden so verinnerlicht, dass auch Frauen selbst häufig solche Praktiken unterstützen.

Frauen sollen jederzeit hübsch und begehrenswert aussehen, um das sexuelle Interesse ihres Partners wach zu halten. Und obwohl in zunehmendem Maße anerkannt wird, dass beide Partner für den Erfolg einer Ehe, aber auch der Kindererziehung und -betreuung verantwortlich sind, trägt in der Praxis hauptsächlich die Frau diese Lasten. Das gilt auch für die Pflege älterer oder kranker Verwandter und die Hausarbeit.

Wenn die Frauen-Fußballmannschaft ein Spiel gewinnt, folgen in den sozialen Medien mehr sexistische Kommentare als Glückwünsche. Negative Äußerungen und Beleidigungen gegenüber der oscar-nominierten, indigenen mexikanischen Schauspielerin Yalitza Aparicio offenbarten ebenfalls das sexistische und rassistische Gedankengut, das in den Köpfen vieler Mexikaner verwurzelt ist. Es hieß zum Beispiel, sie könne nicht schauspielern und sähe nicht gut aus.

In sozialen Netzwerken zeigt sich mehr denn je, wie wichtig es ist, Frauen zu schützen, zu fördern und zu ermutigen. Auch Solidarität unter Frauen ist nötig. Leider beteiligen sich nämlich viele Frauen daran, Geschlechtsgenossinnen zu kritisieren, ohne sich selbst als potenziell Betroffene zu sehen. Wenn es um sexuelle Übergriffe geht, hagelt es in sozialen Netzwerken negative Kommentare über das Opfer – auch von Frauen.

Doch die #MeToo-Bewegung hat auch in Mexiko Einzug gehalten. Sie enthüllt, wie normal die Belästigung von Frauen ist – ob

in der Familie, bei der Arbeit, im Bildungswesen und anderen Institutionen. Es wird davon ausgegangen, dass in Mexiko zwischen 2010 und 2015 3 Millionen sexuell motivierte Übergriffe stattfanden, von sexueller Belästigung bis zu Vergewaltigung. In der überwältigenden Mehrzahl der Fälle kam es laut staatlicher Kommission zur Opferbetreuung (Comisión Ejecutiva de Atención a Víctimas – CEAV) nicht zur Anzeige. Morde an Frauen sind sehr häufig (siehe Kasten nächste Seite).

VÄTER BRECHEN IHR STUDIUM NICHT AB

Der Schlüssel, um diese Machtverhältnisse zu ändern, ist Bildung. Obwohl das Gesetz den gleichberechtigten Zugang der Geschlechter zu Hochschulen garantiert, werden junge Studentinnen der Ingenieurwissenschaften immer wieder von Dozenten gefragt, warum sie denn einen Männerstudiengang gewählt haben. In anderen Studiengängen wird Frauen dagegen oft unterstellt, sie wollten nur die Zeit bis zur Hochzeit überbrücken. Im Fall von Schwangerschaft brechen Mädchen und junge Frauen ihre Schul- und Hochschulbildung ab – nicht die Väter. Angehörige setzen derweil junge Frauen unter Druck, zu heiraten und Kinder zu bekommen.



Vorbilder sind wichtig: Yalitza Aparicio (rechts) war nominiert, gewann aber nicht den Oscar für ihre Rolle in Roma. Der Film wurde aber als bestes ausländisches Werk ausgezeichnet – und Alfonso Cuarón (Mitte) als bester Regisseur.



In der katholisch geprägten Gesellschaft Mexikos haben Jungfräulichkeit und Mutterschaft hohen Symbolwert. Eine Folge ist die zunehmende Kriminalisierung der Abtreibung zu sehen. Bislang ist sie in fast allen mexikanischen Staaten unter bestimmten Voraussetzungen legal:

- nach einer Vergewaltigung,
- wenn Gefahr für die Gesundheit der Mutter besteht und
- bei Nachweis eines körperlichen oder geistigen Schadens des Kindes.

Manche konservative Staaten verschärfen jedoch die Gesetze und verbieten Abtreibung wie etwa der Bundesstaat Nuevo León im Nordosten. Dort wurde im März dieses Jahres die Verfassung mit dem Ziel „Schutz des Lebens vom Empfängnis an“ dahin gehend geändert, dass auch bei den bis-

her üblichen Ausnahmen – also etwa bei Vergewaltigung – ein Schwangerschaftsabbruch illegal ist und mit Gefängnis bestraft wird.

Nur in Mexiko-Stadt ist es erlaubt, eine Schwangerschaft während der ersten zwölf Wochen zu beenden. Trotzdem versuchen Abtreibungsgegner, Frauen bei ihrer Entscheidung zu beeinflussen. Hinzu kommt, dass viele Frauen, die sich für einen Schwangerschaftsabbruch entscheiden, sozial geächtet werden.

Ein weiteres ernstes Problem betrifft die Kinderheirat. Der internationale zivilgesellschaftliche Dachverband Girls not Brides schätzt, dass in Mexiko 26 Prozent der Mädchen vor ihrem 18. Geburtstag heiraten. Um die Rechte von Kindern und Jugendlichen zu wahren, hat der Senat voriges Jahr diese zivilrechtliche Praxis verboten.

In der Politik gab es beschämende Ereignisse. Um die Geschlechterquote zu erfüllen, stellen Parteien bei Kommunalwahlen vermehrt Frauen auf. Nach der gewonnenen Wahl setzten Parteispitzen dann Frauen unter Druck, abzutreten, damit ein männlicher Stellvertreter ihren Platz einnehmen konnte. Dieses Phänomen ist in Mexiko unter dem Namen „Juanitas“ bekannt. Andererseits hat in der laufenden

Legislaturperiode die nationale Abgeordnetenkammer 241 weiblich und 259 männliche Mitglieder. Im Senat sitzen 63 Frauen und 65 Männern.

Nach Angaben des nationalen Wahlinstituts waren beide Parlamentskammern noch nie so nah an der Geschlechterparität. Andererseits sind nur zwei von 31 Gouverneuren weiblich, und Frauen stehen in nur 545 von 2400 Kommunen an der Spitze.

Die Veränderung von Verhaltensmustern, die in Mexiko zu geschlechtsspezifischen Ungleichheiten führen, ist eine langfristige Aufgabe. Sie erfordert eine ständige Schulungs- und Sensibilisierungsarbeit, aber auch Vorgaben und Gesetze, die gewährleisten, dass jede Person, ob Mann oder Frau, uneingeschränkt alle ihre Rechte geltend machen kann. Frauen in Führungspositionen sind auch wichtig – zum Beispiel als Vorbilder.



VIRGINIA MERCADO
ist Wissenschaftlerin an der
Universidad Autónoma del
Estado de México (UNAM)
und Lehrkraft für Friedens-
und Entwicklungsstudien.

virmercado@yahoo.com.mx

Ermordet, weil sie eine Frau war

Femizide sind Hassverbrechen. Das bedeutet, dass eine Person einfach dafür umgebracht wird, dass sie eine Frau ist. Unter den 25 Ländern mit der weltweit höchsten Rate an Femiziden liegen 14 in Lateinamerika und in der Karibik. Viele Femizide geschehen beispielsweise in Mexiko, führen aber meist nicht zu Gerichtsverfahren.

Straffreiheit der Täter wiederum trägt zu Gewalt gegen Frauen bei. Es gehöre zum „patriarchalen Systems der Ungleichheit“, erklärt die zivilgesellschaftliche Menschenrechtskommission (Comisión Mexicana de Defensa y Promo-

ción de los Derechos Humanos – CMDPDH).

Der Rechtsstaat in Mexiko ist schwach, und viele Verbrechen werden nicht geahndet – inklusive Femiziden. Laut UN-Statistiken werden in Mexiko durchschnittlich sieben Frauen pro Tag getötet. Manche dieser Morde haben Verbindungen zum organisierten Verbrechen, andere sind schlicht und einfach genderbasiert.

Die Behörden vernachlässigen in der Regel Hassverbrechen gegen Frauen. Laut dem National Citizens' Observatory on Femicide wurden zwischen Januar und Juni 2017 in 13 Staaten Mexikos 800 Frauen er-

mordet. Nur in 49 Prozent der Todesfälle wurde wegen Femizid ermittelt. „Es ist noch ein langer Weg, bevor die Behörden schnell handeln, um das Leben von Frauen zu retten“, sagt María de la Luz Estrada, Koordinatorin des Observatory, einer Allianz von 49 Menschenrechtsorganisationen aus ganz Mexiko. Ihr Aktivismus hat die Rechenschaftspflicht erhöht.

Die Gerichte verhandeln nun mehr Fälle von Femiziden. Die Statistiken sind jedoch irreführend, denn verschiedene staatliche Institutionen verwenden unterschiedliche Definitionen von Femizid. Zugleich ist es beunruhigend, dass die Polizei in der Regel kaum ein Verständnis für Geschlechterfragen hat. Das muss sich ändern.

Viele zivilgesellschaftliche Organisationen arbeiten daran, die Gewalt gegen Frauen in Mexiko zu beenden: Nuestras Hijas de Regreso a Casa, Red Mesa de Mujeres, El Closet de Sor Juana, Las Hijas de Violencia und viele andere. Diese Gruppen organisieren Kampagnen und Demonstrationen, um Femizide an die Öffentlichkeit zu bringen.

2017 wurde in Mexiko City im Museum der Erinnerung und Toleranz (Museo Memoria y Tolerancia) eine permanente Ausstellung über Femizide eröffnet, mit dem Titel „Femicidio en México. ¡Ya basta!“ (Femizide in Mexiko. Schluss damit!). Die klare Botschaft: st: Genderbasierte Gewalt wird nicht toleriert.

(vm/my)

Freiheit durch Lesen

Die Schule ist der beste Ort, um gegen die Ungleichheit der Geschlechter zu kämpfen. Sambia bietet ein gutes Beispiel.

Von Frank Masanta Jr.

Trotz des rasanten Wirtschaftswachstums in den vergangenen Jahren ist Sambia nach wie vor ein sehr ungleiches Land. Sambias Gini-Index liegt derzeit bei 57,1. Das bedeutet, dass die soziale Ungleichheit sehr groß ist. Frauen und Mädchen sind besonders betroffen.

Sambias Wirtschaft kann besonders wegen der Ungleichheiten der Geschlechtern nicht inklusiv wachsen. Insgesamt leben 17 Millionen Menschen in dem zentralafrikanischen Staat. Wenn sich die Lage nicht verbessert, wird die Vision der Regierung, dass Sambia bis 2030 ein Land mittleren Einkommens wird, keine Wirklichkeit.

Das UN-Entwicklungsprogramm (UN Development Programme – UNDP) hat einen Index für geschlechtsspezifische Ungleichheit (Gender Inequality Index – GII) entwickelt. Er setzt sich aus drei Faktoren zusammen: reproduktive Gesundheit, Stärkung von Frauen sowie ihre Beteiligung am Arbeitsmarkt. 2017 lag Sambia mit einem GII-Index von 0,517 auf Rang 125.

Weitere Statistiken bestätigen das. Frauen sind häufiger Analphabetinnen als Män-

ner. Nur etwa ein Viertel der Frauen besuchen eine weiterführende Schule, im Gegensatz zu 44 Prozent der Männer. Laut UN-Daten waren 95 Prozent der Männer im Jahr 2015 erwerbstätig, aber nur 78 Prozent der Frauen. Obwohl Frauen mehr als die Hälfte der Bevölkerung Sambias ausmachen, sitzen weniger als zwölf Prozent von ihnen im Parlament.

Einer Arbeitsmarktstudie zufolge wurde fast zwei Drittel der landwirtschaftlichen Arbeit im Jahr 2012 von Frauen verrichtet. Allerdings können sie wichtige Entscheidungen wie Düngergabe und so weiter nicht treffen, da das Land nicht ihnen, sondern den Männern gehört. Ebenso ist der Anteil der Frauen im Niedriglohnsektor besonders hoch.

Etwa 60 Prozent der Menschen in Sambia sind arm. Armut bringt Frauen dazu, Entscheidungen zu treffen, die ihre Situation noch verschlechtern. Weil Mütter oft weniger gebildet sind als Väter, haben sie zu Hause weniger Mitspracherecht. Eltern investieren traditionsgemäß eher in die Schulbildung ihrer Söhne. Nicht wenige Mädchen entscheiden sich dann, in der Prostitution zu arbeiten, und riskieren, schwanger zu werden oder sich mit HIV/Aids anzustecken. Das zwingt sie wiederum dazu, die Schule abzubrechen.

Den Frauen fehlt häufig die Zeit, um Erwerbsarbeit nachzugehen. Sie arbeiten

12 bis 13 Stunden im Haushalt, und das sieben Tage die Woche. Das ist wertvolle Zeit, in der sie Geld verdienen könnten. Männer haben dagegen nach sechs bis sieben Stunden Feierabend. Hausarbeit ist also ein großer wirtschaftlicher Faktor, der aber nicht in den volkswirtschaftlichen Zahlen auftaucht.

Schließlich spielen auch kulturelle Normen eine Rolle. Verheiratete Mädchen brechen meistens die Schule ab und arbeiten dann im Haushalt. Diese Tradition verstärkt das Bevölkerungswachstum, weil Frauen bereits als Teenager ihre ersten Kinder bekommen. Die Ehemänner sind oft um einiges älter, betrachten die Frauen nicht als ebenbürtig und erwarten von ihnen Gehorsamkeit. Gebildete Frauen wissen in der Regel mehr über Geburtenkontrolle und können ihre Männer eher überzeugen, zu verhüten.

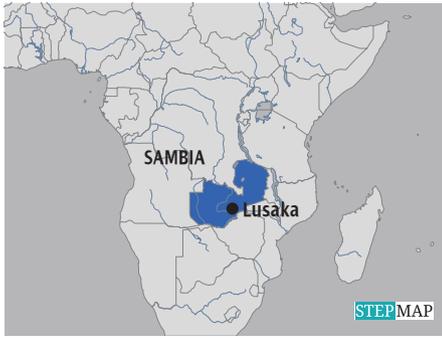
Wenn Frauen die Gesellschaft in Sambia vorantreiben sollen, brauchen sie mehr Möglichkeiten, ihr ganzes Potenzial zu entfalten. Der Schlüssel dazu ist Bildung. „Sobald man lesen lernt, ist man für immer frei.“ So beschrieb es der ehemalige Sklave und US-Menschenrechtsaktivist Frederick Douglass. In der Tat ist Analphabetismus die größte Sackgasse für viele Frauen in Sambia.

EHRGEIZIGE ZIELE

Die Regierung will die Geschlechtergerechtigkeit vorantreiben. Frauen machen nun sogar Politik auf höchster Ebene. Inonge Wina von der Regierungspartei Patriotic



2016: Mitglieder der Partei Patriotic Front feiern den internationalen Frauentag.



Front ist Vizepräsidentin Sambias und die erste Frau, die dieses hohe Amt bekleidet.

2012 hat die Regierung das Ministerium für Gleichstellung und Kindesentwicklung gegründet. Zwei Jahre später hat sie die frauenpolitische Strategie aus dem Jahr 2000 überarbeitet und eine neue entwickelt, die National Gender Policy. Sie soll Frauen und Männern gleiche Teilhabe ermöglichen.

Die Regierung hat sich einige ehrgeizige Ziele gesetzt: Die Hälfte der landwirtschaftlichen Flächen soll in weiblichen Besitz übergehen. Mädchen, die wegen einer Schwangerschaft die Schule abgebrochen haben, sollen wieder in den Unterricht zurück dürfen. Grundsätzlich soll auch die Schulbildung und Gesundheitsversorgung verbessert werden. Die Regierung hat sich

zudem verpflichtet, in Absprache mit den Regionalregierungen qualitative Aufklärungsarbeit umzusetzen sowie Zwangs- und Kinderehen zu beenden. Frauen sollen bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt bekommen und vor allem Aussichten auf besser bezahlte Jobs in höheren Positionen.

Die Ziele sind grundsätzlich lobenswert, aber sie müssen auch erreichbar sein. Und das geht nur, wenn die Regierung mehr in die Bildung von Frauen investiert. Der ungleiche Bildungsstandard von Männern und Frauen bleibt die Hauptursache für alle geschlechterspezifischen Ungleichheiten in Sambia. Ungebildete Eltern führen häufig Traditionen fort, die die Chancen ihrer Töchter einschränken. Menschen mit wenig Schulbildung haben zudem einen Hang zum Aberglaube und zur Hexerei.

Bildung kann dem entgegenwirken. Laut einer Vergleichsstudie des International Food Policy Research Institute (IFPRI) konnten besser gebildete Frauen effektiver Landwirtschaft betreiben. Daten zwischen 1970 und 1995 zeigen auch, dass so die Unterernährung in 63 Ländern um 40 Prozent reduziert werden konnte. Ein zusätzliches Schuljahr nach der Grundschule bringt einer Frau laut der IFPRI-Studie zwölf Prozent mehr Einkommen und verringert die Wahrscheinlichkeit, schwanger zu werden, um 7,3 Prozent.

Jedes weitere Schuljahr ist deshalb entscheidend für die Zukunft einer Frau, egal ob sie einen Schulabschluss macht oder nicht. Wenn Frauen also fundierte Entscheidungen treffen und in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft mitwirken sollen – sei es in der Familie, auf kommunaler oder nationaler Ebene –, ist Bildung entscheidend. Gebildete Frauen leben außerdem gesünder und kümmern sich mehr um die Gesundheit ihrer Familie.

Hätten Frauen und Mädchen bessere Chancen, würde das Sambias Zukunftsperspektive deutlich verbessern. Laut internationalen Studien geben junge Frauen 90 Prozent ihres Einkommens für die Familie aus, Männer hingegen nur 30 bis 40 Prozent. Die gesamte UN-Nachhaltigkeitsagenda hängt also am Ziel 5 für die Gleichberechtigung der Geschlechter. Darauf muss Sambia setzen, wenn es sich nachhaltig weiterentwickeln will.



FRANK MASANTA JR.
ist ein Bildungsaktivist in Sambia. Er hat 2011 die Sun-spring Charity School in Ng'ombe, einem Armenviertel

in Lusaka, gegründet und leitet diese auch. Seine Schule bietet Vor- und Grundschulbildung für mehr als 100 Mädchen und Jungen (siehe Kasten unten).

frankmasanta.jr@gmail.com

Geschlechtergerechtigkeit durch Bildung

Das Motto der Agenda 2030 mit den Sustainable Development Goals (SDGs), „niemanden zurücklassen“, impliziert, dass Geschlechtergerechtigkeit in der Bildung sowie in anderen Lebensbereichen ernst genommen werden muss (siehe Haupttext). Mädchen aus sozial schwachen Familien sind meist besonders benachteiligt.

Die Sun-spring Charity School (SCS) ist eine nicht-staatliche Initiative. Unsere Schule ist kostenlos und richtet

sich an benachteiligte Kinder aus dem Armenviertel Ng'ombe nahe der Hauptstadt Lusaka (siehe Beitrag im Schwerpunkt des E+Z/D+C e-Paper 2016/01). Wir tun unser Bestes, die SDGs voranzutreiben, besonders unter dem Aspekt der Gleichberechtigung.

Die Schule nimmt gleich viele Mädchen und Jungen auf. Wir vermeiden es, mit Stereotypen zu arbeiten wie „Jungs weinen nicht“ oder „Mädchen prügeln sich nicht“. Das sind

falsche Aussagen und hindern Kinder in ihrer persönlichen Entwicklung. Zudem benutzen Lehrkräfte an der SCS geschlechtergerechte Sprache. Die Kinder lernen je nach Situation andere Wörter zu benutzen. Sie sagen dann etwa Lehrkraft statt Lehrer oder Lehrerin. Wir raten ihnen auch, Wörter wie „guys“ („Jungs“) zu vermeiden, weil sich Mädchen ausgeschlossen fühlen könnten.

Die SCS nimmt das UN-Ziel, geschlechtsspezifische Gewalt an Schulen zu vermeiden, sehr ernst. Alle unsere Lehrkräfte verpflichten sich zu einem Verhaltenskodex, den sie bei Arbeitsantritt unterschreiben müssen. Meistens geht

die Gewalt in der Schule von Lehrern und Jungen aus. Deshalb ermutigen wir gerade sie, Schlüsselfiguren des Wandels zu sein. Gleichmaßen loben wir Mädchen, die uns auf verdächtige Lehrkräfte hinweisen. Dafür gibt es auch einen anonymen Postkasten. Ein sicheres Lernumfeld für alle Kinder ist Priorität an der Schule. Mobbing, Prügelstrafen und Diskriminierung sind inakzeptabel.

Angesichts der Benachteiligung von Mädchen in ganz Sambia hat die SCS zusätzlich eine Mädchenschule in einem anderen Viertel aufgebaut. Wir sind fest entschlossen, die Chancen für Frauen und Männer dadurch zu verbessern (fm).

Klick-Aktivismus

Feministinnen in Ghana nutzen soziale Medien, um den öffentlichen Diskurs über Geschlechterrollen zu beeinflussen. Sie lassen sich dabei nicht von Hasskommentaren einschüchtern.

Von Kwasi Gyamfi Asiedu

„Ich habe mich lange nicht als Feministin gefühlt“, sagt die ghanaische Autorin und Journalistin Nana Ama Agyemang Asante. Obwohl sie in einem Umfeld aufwuchs, das sie dazu ermutigte, Geschlechterklischees zu hinterfragen, begegnete sie den Begriff-



Twitteraktivistin Nana Ama Agyemang Asante.

fen „Feminismus“ und „Patriarchat“ erst als Studentin. Das liegt vermutlich daran, dass Frauenrechtlerinnen in Ghana lange Begriffe wie „Befähigung“, „Fraueninteressensgruppen“ oder einfach „Menschenrechtsaktivismus“ bevorzugten. „Feministin“ sei ein Schimpfwort gewesen, das Männer benutzen, um Frauen zu beleidigen, erinnert sich Asante.

Heute benutzen ghanaische Frauen das Wort Feministin viel häufiger. An der

Etablierung des Begriffs war Asante gemeinsam mit anderen Frauen maßgeblich beteiligt. Sie ist eine bekannte Kommentatorin gesellschaftlicher und politischer Debatten und war lange Zeit die einzige weibliche Ko-Moderatorin in einer der beliebten Radio-Frühstücksshows in Accra. Obwohl Gleichberechtigung der Geschlechter in Ghanas Verfassung verankert ist, ändert sich die Gesellschaft nur langsam.

Asante gehört zu einer neuen Generation von Feministinnen, die soziale Medien nutzen, um die männlich dominierte Gesellschaft zu kritisieren und Widersprüche aufzuzeigen. Laut Asante gibt es in den Massenmedien Grenzen der freien Meinungsäußerung: „Ich habe bei Citi FM sehr viel Freiraum, aber manche Ansichten kann ich im Radio nicht äußern.“ Um gegen alte Denkmuster anzugehen, nutzt sie deshalb die sozialen Medien. Wegen ihrer Tweets wurde sie schon „Hexe“ und „Männerhasserin“ genannt.

OFFEN UND DIREKT

Andere Feministinnen sind im Netz genauso direkt wie Asante. „Männer, die denken, Frauen gehörten in die Küche, sind dieselben, die für ihre schwangere Frau nur Ärztinnen akzeptieren.“ So lautete ein Post auf der Facebookseite Our Collective Vagina (OCV). Maame Akua Awereba hat die Seite im Januar 2018 gegründet, ebenso die Seite Dear Survivor, auf der Opfer sexueller Gewalt anonym über ihre Erfahrungen berichten können.

„Irgendwie war ich schon immer Feministin“, sagt Awereba. Schon als sie klein war, stieß sie in der Schule und in der Kirche auf Aussagen, die sie nicht nachvollziehen konnte. Sie erinnert sich, dass den Mädchen gesagt wurde, wie sie sich verhalten sollen, damit Jungs sie gut behandelten. Ihr war schon damals klar, dass Jungs für ihr Verhalten selbst verantwortlich sind. Genau so argumentiert sie, wenn es um sexuelle Übergriffe und Vergewaltigungen geht. Der Grund könne niemals im Kleidungsstil der Frau gesucht werden, sondern nur im Fehlverhalten der Männer.

OCV ist eine „echte feministische“ Facebookseite, sagt Awereba. Ihr zufolge hat es bisher zu wenig Informationen für ghanaische Frauen gegeben. „Ich habe festgestellt, dass viele feministische Plattformen hier ziemlich diplomatisch mit den Themen umgegangen sind“, sagt sie. Sie gebe Feministinnen dagegen eine Plattform, auf der sie sich offen und ohne Angst vor Hetze äußern können.

Awerebas Seite ist bekannt für Satire und schwarzen Humor. Im Gegensatz zu anderen feministischen Plattformen toleriert OCV keine frauenfeindlichen Kommentare und lässt sich auch nicht auf Diskussionen mit Nutzern ein. OCV löscht, meldet, sperrt oder ignoriert Hasskommentare. Das Ziel der Seite sei, Frauen zu informieren und Feministinnen einen geschützten Raum zu bieten.

Awereba stört es nicht, dass ihr vorgeworfen wird, als „feministische Echo-kammer“ kritisiert zu werden. „Ist das nicht notwendig?“, entgegnet sie. Solange Männer das gesellschaftliche Leben dominierten, brauchten Frauen sichere Räume. Die Diskussion an sich zeige schon, dass männliche Machtstrukturen immer noch ein Problem seien.

Die sozialen Medien sind mächtige Instrumente. Menschen, die früher vom öffentlichen Diskurs ausgeschlossen waren, haben jetzt eine Stimme und können sich zusammenschließen. Allerdings haben noch viele Menschen in Ghana und in anderen afrikanischen Ländern aufgrund der schlechten Infrastruktur und der hohen Kosten keinen Zugang zum Internet.

Tatsächlich kommen auch Ghanas Onlineaktivistinnen meist aus wohlhabenderen Familien. Asantes Vater war Rechtsanwalt und traditionelles Oberhaupt. Sie wuchs in komfortablen Verhältnissen auf. Bei Awerebas Eltern ist es ähnlich, beide haben eine gute Bildung genossen.

Kritiker sagen, die Diskrepanz zwischen den privilegierten Feministinnen und den Problemen ärmerer Frauen und ihren geschlechtsspezifischen Gewalterfahrungen sei zu groß. Oft werden Frauen in einfachen Verhältnissen wegen absurder Gründe der „Hexerei“ angeklagt und in trostlose Camps im Norden des Landes verbannt.

Das wird die Aktivistinnen aber nicht zum Schweigen bringen. „Ich kann nichts dafür, dass ich in den Mittelstand hineingeboren wurde“, sagt Awereba. Sie fühle sich verpflichtet,

tet, ihre Privilegien für diejenigen einzusetzen, die es schwerer haben. Dafür müsse man nicht selbst Unrecht erfahren haben.

Beim „Klick-Aktivismus“ wird häufig bezweifelt, dass er auch auf lokaler Ebene wirkt. Asante sieht das anders. Ihr Account hat mehr als 21 000 Follower auf Twitter. Sie ist überzeugt, dass die Diskussion im Netz auch offline nachklingt.

HEFTIGER GEGENWIND

Mitte Mai brachte es die OCV-Facebookseite auf fast 10 000 Likes. Der Erfolg macht Awereba aber auch zur Zielscheibe. Das wurde Ende 2018 deutlich, als OCV und die feministische Facebookseite Pepper Dem Ministries Ziel einer Hasskampagne wurden, nachdem sie den Mobilfunkanbieter Huawei aufgefordert hatten, seine Zusammenarbeit mit einem bekannten Komiker zu beenden. Er hatte Witze über sexualisierte Gewalt gemacht und Zuschauer dazu aufgefordert, „Vergewaltigungstechniken“ in den sozialen Medien zu posten. Der Komiker, der auch Grundschullehrer ist, bekam aber nur eine Verwarnung. Die Internet-Feministinnen waren schockiert und mussten sich zusätzlich einer Flut von Hasskommentaren stellen.



Asante hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Ihr Name war überall auf Twitter, nachdem sie das Verhalten eines berühmten Schauspielers als „übergriffig“ bezeichnet hatte. Der verheiratete Schauspieler wurde dabei gefilmt, wie er Studentinnen am Valentinstag in ihren Schlafsälen überraschte und ihnen seine Umarmung aufdrängte.

Beide Frauen haben schon Vergewaltigungsdrohungen bekommen, beide sahen sich gezwungen, Vorkehrungen für ihre Sicherheit und ihr psychisches Wohlergehen zu treffen. Asante hat zeitweise überlegt, ihren Onlineaktivismus zu beenden, beschloss dann aber, sich von Trolls nicht unterkriegen zu lassen. Awereba hat alle Onlinebilder ihres Sohnes gelöscht, aber aufzuhören kommt auch für sie nicht

infrage. „Onlineaktivismus hat schon Regierungen gestürzt, genauso kann er auch das Patriarchat stürzen“, sagt sie.

Nana Darkoa Sekyiamah von der internationalen Frauenrechtsorganisation Association for Women’s Rights in Development (AWID) lobt den Aktivismus der Frauenrechtlerinnen im Netz. „Feministinnen wissen, dass das Persönliche auch immer politisch ist und einen großen Einfluss auf die Gesellschaft hat.“ Es sei wichtig, dass Mädchen und junge Frauen die Gesellschaft besser verstehen, und sie könnten viel von Onlinevorbildern lernen.

LINKS

- Nana Ama Ageymang Asantes Twitterprofil: <https://twitter.com/justnanaama>
- Our Collective Vagina: <https://www.facebook.com/OurCollectiveV/>
- Pepper Dem Ministries: <https://de-de.facebook.com/PDMunlearningToxicNarratives/>



KWASI GYAMFI ASIEDU
ist ein ghanaischer Journalist.

newskwasi@gmail.com



Folgen Sie uns auf Twitter!
Wenn Sie wissen wollen, was auf unserer Website passiert, können Sie uns auf Twitter folgen.



Selbstgemachte Damenbinden

Frauen und Mädchen benötigen Damenbinden, doch in ländlichen Gegenden Malawis sind diese Luxus. Deshalb brechen viele Mädchen in afrikanischen Ländern die Schule ab, sobald ihre Periode einsetzt.

Von Rabson Kondowe

Weil sie keine Hygieneprodukte haben, gehen viele Mädchen während ihrer Menstruation nicht zur Schule. Ein UNESCO-Bericht schätzt, dass im südlichen Afrika mindestens eines von zehn Mädchen pro Tag aus diesem Grund der Schule fern bleibt. Viele Mädchen brechen die Schule sogar komplett ab, sobald ihre Periode einsetzt. Viele heiraten früh, erkranken an HIV/Aids und geraten in einen Teufelskreis aus Mangel und Elend. Stigma und Scham rund um die Monatshygiene sind groß. Zudem haben viele Schulen keine richtigen Toiletten.

Die meisten Mädchen menstruieren vier bis sechs Tage im Monat. Beginnt die Periode sonntags, verpassen sie meist die nächsten fünf Unterrichtstage. Aktivisten,

die sich in Malawi für Menstruationsgesundheit einsetzen, versuchen, das Schweißen darüber zu brechen.

Da 80 Prozent aller Malawier auf dem Land leben, richten sich die Kampagnen an Jugendliche auf dem Dorf. Die Mädchen lernen, wiederverwertbare Damenbinden aus gut erhältlichen Materialien wie Baumwolle oder Stoffetzen zu nähen.

Im Distrikt Mulanje ist die zivilgesellschaftliche Organisation YONECO (Youth Net and Counselling) in diesem Bereich aktiv. Geschäftsführer McBain Mkandawire sagt: „Wir wollen dafür sorgen, dass die Mädchen weiter zur Schule gehen und nicht den Unterricht verpassen, sobald ihre Periode einsetzt. Sie sollen Damenbinden bekommen und in der Lage sein, auch während der Menstruation am Unterricht teilzunehmen.“

Mkandawire sagt, die Initiative helfe auch, HIV und Aids-Infektionen zu verhindern. Arme Mädchen, die dringend Geld brauchten, seien geneigt, sich zu prostituieren. Durch die Unterstützung bei der



Monatshygiene mindert YONECO ihren finanziellen Druck. Denn Damenbinden seien im Laden oft unerschwinglich teuer. Das Programm wird von der nichtstaatlichen Organisation Global Fund über Action Aid und Christian Aid finanziert.

Selbsthilfe ist von großer Bedeutung. YONECO organisiert die Jugendlichen in Mädchen-Clubs. Unterstützt vom Global Fund, hat das Netzwerk seit 2006 fast 2700 Mädchen beigebracht, Binden selbst herzustellen. YONECO verteilt auch kostenlose Binden an den Schulen und verkauft sie zu günstigen Preisen in Läden – somit verdient die NGO sogar noch etwas Geld.

Die Binden sind sehr einfach zu verwenden. Sie müssen nach Gebrauch gewaschen werden und können bis zu einem Jahr lang benutzt werden, erklärt eines der beteiligten Mädchen, Elita Lijoni. Sie sagt, die Situation habe sich verbessert: „Wir sind froh, dass wir etwas gegen die Schulabbrüche von Mädchen in unserer Gegend tun können. Wir wollen dafür sorgen, dass sie ihre Ausbildung abschließen und dann zur Entwicklung des Landes beitragen können.“

Thoko Masauli, die ebenfalls zum Club gehört, sagt, sie wollen so viele Schulen wie möglich erreichen. „Wir möchten die Versorgung mit Damenbinden über unseren Bezirk hinaus ausweiten.“

LINK

YONECO:
<https://yoneco.org>



RABSON KONDOWE
arbeitet als Journalist in Blantyre, Malawi. Er ist auf die Bereiche soziale Entwicklung, Gesundheit und Wirtschaft

spezialisiert.
kondowerabie@gmail.com

The screenshot shows the YONECO website with a navigation menu (HOME, ABOUT, PROGRAMS, STAFF, PARTNERS, VACANCIES, CONTACT, NEWS LETTER, ARTICLES, DOWNLOADS). The main article is titled "175 Girls Trained in Making of Reusable Sanitary Pads" dated July 4, 2018. It features a photo of a group of girls in a classroom and text describing the training. The article mentions that YONECO trained 175 out of school girls on how they can make reusable sanitary pads in Mulanje District under the Adolescent Girls and Young Women Project (AGYW) in the month of June. It quotes Eliza Maonga, a participant, who says the training will enable her to start sewing more pads and sell them to become financially independent. The project coordinator, Blessings Sabawo, also comments on the training's impact.

Screenshot der Website der zivilgesellschaftlichen Organisation YONECO.

Direkter Kundenkontakt

In Nairobi betreiben private Transportunternehmen die Buslinien. Eines von ihnen ist Citi Hoppa. Geschäftsführerin Judy Thuo setzt auf Qualität in der Kundenbetreuung. Sie erklärt, warum betriebliche Ausbildung im öffentlichen Nahverkehr nötig ist und warum besonders Frauen Erwerbchancen brauchen.

Judy Thuo im Interview mit Hans Dembowski

Was bringt berufliche Bildung einem Nahverkehrsbetrieb?

Ausbildung ist in jeder Branche wichtig. Die Belegschaft muss ein Verständnis des eigenen Produkts haben, guten Service liefern und sich weiterbilden. Citi Hoppa transportiert Menschen, deren Sicherheit wir garantieren müssen. Wir brauchen gute Fahrer, die in schwierigen Straßenverhältnissen zurechtkommen und verantwortungsvoll mit anderen Verkehrsteilnehmern interagieren ...

... ohne entsprechendes Training würden sie vermutlich einfach so schnell wie möglich fahren?

Ja, Ungeduld ist ein Merkmal der Jugend, und deshalb stellen wir keine Fahrer unter 32 Jahren ein. Wichtig ist die Einsicht, dass Waren zu transportieren nicht dasselbe ist wie Menschen zu transportieren. Es geht nicht nur darum, verschiedene Fahrzeuge lenken zu können oder von A nach B zu kommen. Passagiere müssen sich wohl fühlen. Deshalb sind Schaffner ebenso wichtig wie Fahrer. Sie verkaufen nicht nur Tickets, sie betreuen und umsorgen die Fahrgäste.

Inwieweit verändert eine Berufsausbildung die Mitarbeiter selbst?

Tatsächlich geht es in unserer Ausbildung zum großen Teil darum, Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen aufzubauen. Das Transportgewerbe in Kenia läuft mehr oder weniger informell. Ein Job in unserer Branche ist für viele die einzige Chance. Wer bei uns anfängt, hat in der Regel kein gutes Selbstwertgefühl. Wer sich aber selbst kaum achtet, achtet auch andere nicht. Eines unserer Anliegen ist es, diesen Menschen zu

vermitteln, dass sie anerkannte Mitglieder der Gesellschaft sind. Das betrifft oft persönliche Anliegen – wie kleide ich mich, wie gehe ich verantwortlich mit Geld um. Normalerweise haben unsere Mitarbeiter kaum formale Bildung. Viele kommen aus ländlichen Gebieten und müssen sich städtischen Normen anpassen. Ihr Leben ist hart, und Chancen sind rar.

Gilt das für Frauen auch, oder ist die generelle Erwartung, dass sie früh heiraten und Kinder großziehen?

Ich fürchte, den meisten jungen und ökonomisch benachteiligten Frauen steht das bevor. Dass sie kaum eine Chance haben, einen wohlhabenden Mann zu finden, verbessert ihre Aussichten kaum. Frauen ohne Bildung müssen sich abstrampeln, um einen guten Job zu finden.

Stellen Sie Frauen ein?

Wir legen großen Wert auf Chancengleichheit. Ich bin selbst eine Frau. Allerdings ist unser Gewerbe nicht besonders familienfreundlich. Schichten beginnen entweder sehr früh am Morgen oder sie dauern bis spät in die Nacht. Mit solchen Dienstplänen tun sich Mütter kleiner Kinder schwer. Aber in Kenia können viele Menschen auf Unterstützung durch die Verwandtschaft bauen. In der Kinderbetreuung springen Großmüt-

ter oder andere Angehörige ein. Mütter, die Geld verdienen, können außerdem Babysitter bezahlen.

Haben Sie auch weibliche Fahrer?

Ja, bisher allerdings nur zwei. Frauen arbeiten meist als Schaffnerinnen. Wir haben eine neue Premiummarke entwickelt, die wir Citi Hoppa Next nennen, und in diesen Bussen setzen wir ausschließlich Schaffnerinnen ein. So schaffen wir spezielle Arbeitsplätze für Frauen, und bei den Fahrgästen kommt das gut an. In Anwesenheit von Frauen fühlen sie sich wohler, weil diese generell fürsorglicher erscheinen. Wir könnten jetzt lange darüber diskutieren, warum das so ist. Aber für unsere Zwecke ist es sinnvoll, diese Tatsache zu akzeptieren.

Versuchen Sie, mehr Fahrerinnen anzuheuern?

Wir suchen sie nicht explizit, aber wenn wir eine Stelle ausschreiben, prüfen wir die Bewerbung von Frauen definitiv mit großem Wohlwollen. Selbstverständlich stellen wir Frauen auch in der Buchhaltung ein oder für andere Büroaktivitäten.

Was umfasst Ihre betriebliche Ausbildung?

Generell ist es um die berufliche Bildung in Kenia nicht gut bestellt. Der Staat hat aber vor einiger Zeit Berufsschulen eingerichtet, die klare Lehrpläne haben. Sie bilden beispielsweise Klempner und Elektriker aus. Die ersten Ergebnisse werden sichtbar. Bislang gibt es aber keine Berufsschule für Tätigkeiten im öffentlichen Nachverkehr. Wir haben deshalb 2004 eine eigene betrieb-



Citi-Hoppa-Schaffnerin.



liche Ausbildungsstätte eingerichtet – vor allem für Schaffner und Fahrer. Wir vermitteln auch Kfz-mechanisches Wissen und dergleichen, der wichtigste Punkt auf dem Lehrplan ist aber der Umgang mit Kunden und Passagieren. Die meisten unserer Fah-

rer waren früher Schaffner. Dadurch haben sie ein besseres Verständnis vom Personenverkehr als jemand, der vorher einen Lkw fuhr. Unser Ansatz ist ziemlich erfolgreich. Konkurrenten werben Mitarbeiter ab, aber mittlerweile machen auch einige von ihnen bei unserem Ausbildungsprogramm mit. Das ist gut. Letztlich wäre es aber wichtig, eine richtige staatliche Berufsschule für unsere Branche zu haben.

Sehen Sie sich als Frau in einer Führungsposition als Rollenvorbild?

Nein, ich hatte Chancen und ich habe sie genutzt. Im Gegenzug hoffe ich, anderen – besonders Frauen – Chancen zu eröffnen.



JUDY THUO
ist Geschäftsführerin von Citi Hoppa, einem Busunternehmen in Nairobi. Es legt Wert auf sicheren und

komfortablen Transport. Aufgrund seiner Ausrichtung auf eine nachhaltige, städtische Entwicklung hat das Unternehmen Darlehen von der DEG (Deutsche Investitions- und Entwicklungsgesellschaft) bekommen. Die DEG gehört zur KfW Bankengruppe und fördert Privatsektorinvestitionen in Entwicklungs- und Schwellenländern. Hans Dembowski hat Judy Thuo in Nairobi auf einer Reise auf Einladung der DEG getroffen.

info@citihippa.co.ke

Bessere Bildung und Qualifizierung

In Entwicklungs- und Schwellenländern arbeitet der Großteil der Bevölkerung im informellen Sektor. Frauen sind davon noch mehr betroffen als Männer. Entwicklungspolitisch stellt sich die Frage, wie informelle Arbeit für Frauen und Männer menschenwürdig und produktiv gestaltet werden kann und wie der Übergang in formelle Jobs erleichtert werden kann.

Von Fabian Jacobs

Weltweit arbeiten etwa 2 Milliarden Menschen in der informellen Wirtschaft, das sind mehr als 61 Prozent aller Erwerbstätigen. In Südasien und in Subsahara-Afrika hingegen sind es jeweils weit über 80 Prozent der Erwerbsbevölkerung. Zum Vergleich: In den Industriestaaten beträgt der Anteil der informell Beschäftigten an der Gesamtbeschäftigung nur rund 18 Prozent.

Besonders häufig finden marginalisierte und bildungsferne Gruppen keine formelle Anstellung. Für sie bietet informelle Beschäftigung oftmals die einzige Möglichkeit, ein Einkommen zu erwirtschaften. Damit sichert die informelle Wirtschaft denen eine Existenzgrundlage und ein Überleben, für die keine formelle Arbeit verfügbar ist

oder die keinen Zugang dazu haben. Darüber hinaus ist die informelle Wirtschaft für viele Jugendliche und junge Erwachsene, die über keine formelle Schul- und Berufsbildung verfügen, die einzige Möglichkeit, Arbeitserfahrung und Kompetenzen zu erlangen.

Die informelle Wirtschaft birgt jedoch individuelle und gesamtgesellschaftliche Probleme. So sind informell Beschäftigte besonders armutsgefährdet. Dafür gibt es verschiedene Gründe: Häufig ist die Produktivität in informellen Betrieben aufgrund des niedrigeren Ausbildungsniveaus und unzureichendem Zugang zu Kapital gering. In der Folge ist auch der Verdienst in informellen Jobs im Durchschnitt geringer und unsicherer als in formeller Arbeit. Weiterhin müssen sich informell Beschäftigte selbst gegen allgemeine Lebensrisiken wie Krankheit oder Arbeitsunfähigkeit absichern, da sie keine soziale Absicherung durch den Arbeitgeber haben.

Dem Staat entgehen durch Informalität Steuereinnahmen, die gerade in Entwicklungs- und Schwellenländern für die Finanzierung öffentlicher Dienstleistungen dringend benötigt werden. Zudem sind die Möglichkeiten der staatlichen Kontrolle und Regulierung der informellen Wirtschaft

begrenzt. Die Einhaltung arbeitsrechtlicher Standards („decent work“) kann daher nicht hinreichend gewährleistet werden (siehe Schwerpunkt „Formelle und informelle Arbeit“ im E+Z/D+C e-Paper 2017/10).

Global betrachtet, gehen mehr Männer als Frauen einer informellen Beschäftigung nach. In Entwicklungs- und Schwellenländern kehrt sich dieses Bild jedoch um. Gerade in Subsahara-Afrika sind Frauen überproportional häufig informell beschäftigt und finden sich oft in besonders prekären Arbeitsverhältnissen wieder. So arbeiten sie etwa als Hausangestellte oder als unbezahlt mitarbeitende Familienangehörige. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Mitunter spielen kulturelle Faktoren eine Rolle, die die freie Arbeitssuche von Frauen einschränken. Aber auch der ungleiche Zugang von Frauen und Mädchen zu Bildung und beruflicher Bildung sind von Bedeutung.

VON INFORMELLER ZU FORMELLER ARBEIT

Entscheidende Faktoren, die einen Übergang von informeller zu formeller Beschäftigung erleichtern, sind zweifelsfrei Bildung und berufliche Bildung. Denn mit steigendem Bildungsniveau sinkt die Wahrscheinlichkeit, informell beschäftigt zu sein. Dieser Zusammenhang von Bildung und informeller Beschäftigung konnte durch mehrere Studien in allen Weltregionen nachgewiesen werden. Während weltweit über 90 Prozent aller Erwachsenen ohne forma-

len Bildungsabschluss einer informellen Arbeit nachgehen, betrifft das nur rund die Hälfte der Menschen mit Bildungsabschluss auf Sekundarniveau.

Verbesserte berufliche Kompetenzen steigern die Produktivität der informellen Betriebe sowie die Qualität von Dienstleistungen und Produkten. Dadurch kann Berufsbildung dazu beitragen, den Weg in die Formalität für Unternehmen zu ebnet. Weiterhin dient eine formale berufliche Qualifikation als Nachweis über Kompetenzen und Fähigkeiten und erhöht die Attraktivität für den formellen Arbeitsmarkt. Auch eine Teilnahme an weiteren Qualifizierungs- und Bildungsangeboten wird somit möglich.

Um mit beruflicher Bildung auch informell Beschäftigte zu erreichen, müssen

dennoch von Ausbildungseinrichtungen profitieren können, müssen diese Zugangsbarrieren abbauen und Angebote an die Bedürfnisse des informellen Sektors anpassen. Eine Möglichkeit sind Kurzzeit- oder Abendkurse, die nebenberuflich absolviert werden können und die den Vorkenntnissen und dem Qualifizierungsbedarf der Zielgruppe entsprechen.

Besonders für Frauen, die häufig neben ihren beruflichen Pflichten Arbeiten in der Familie übernehmen, haben flexible, non-formale Trainingsangebote ein armutsminderndes Potenzial.

Eine weitere Möglichkeit, berufliche Bildung inklusiver zu gestalten, besteht darin, die existierenden Lehrlingsausbildungen aufzuwerten. Die traditionelle Lehrlingsausbildung ist eine gesellschaft-

lichten Schichten bietet sie einen Zugang zu Ausbildung und Beschäftigung. Diese bestehenden traditionellen Ausbildungssysteme zu fördern und anzuerkennen ist eine kostengünstige und effiziente Möglichkeit, Beschäftigungsfähigkeit zu verbessern. Um die Lehrlingsausbildung an moderne Bedürfnisse anzupassen, kann etwa eine begleitende Teilnahme der Auszubildenden am Berufsschulunterricht sinnvoll sein.

Durch eine Anbindung an öffentliche Berufsbildungseinrichtungen profitieren Lehrlinge auch von der Vergabe formaler Abschlusszertifikate. Weiterhin trägt eine systematische Weiterbildung von Meisterinnen und Meistern des informellen Sektors zu einer Steigerung der Qualität von Lehrlingsausbildungen bei. Nach Möglichkeit sollte bei der Verbesserung der Lehrlingsausbildung eng mit lokalen Verbänden und Zusammenschlüssen der informellen Wirtschaft zusammengearbeitet werden. Damit Frauen ebenfalls Zugang zur traditionellen Lehrlingsausbildung bekommen, sollte auf gleichberechtigte Vergabe der Plätze geachtet werden.

Weiterhin können die Chancen von informell Beschäftigten durch die formale Anerkennung und Zertifizierung informell erworbener Kompetenzen verbessert werden. In der Regel verfügen Menschen, die in der informellen Wirtschaft tätig sind, über ausgeprägtes Erfahrungswissen und praktische Fähigkeiten. Öffentliche Berufsausbilder sollten dies überprüfen und zertifizieren, um die Kompetenzen sichtbar zu machen. Dadurch wird nicht nur das Selbstbewusstsein der Beschäftigten gestärkt, sondern sie erhalten auch einen Nachweis ihrer Qualifikation und bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt.



Informell Beschäftigte haben häufig viele Fähigkeiten: Schneiderinnen bei der Ausbildung im Senegal.

für sie Angebote des öffentlichen Berufsbildungssystems zugänglich gemacht werden. Ausbildungszentren und Berufsschulen haben oft hohe Zugangsbarrieren, etwa Bildungsvoraussetzungen und Ausbildungsgebühren.

Ein weiteres Problem stellen die indirekten Kosten dar: Informell Beschäftigte können sich eine Vollzeitausbildung aufgrund der dadurch entstehenden Verdienstauffälle meist nicht leisten. Damit diese

lich anerkannte und kulturell eingebettete Ausbildungsform in informellen Klein- und Kleinstunternehmen. Dabei arbeiten Lehrlinge an der Seite von erfahrenen Meisterinnen und Meistern und erlernen so die Grundlagen des jeweiligen Berufs.

Besonders in Subsahara-Afrika ist diese Form der Ausbildung weit verbreitet und teilweise sogar von größerer Relevanz als das öffentliche Berufsbildungssystem. Vor allem für Jugendliche aus benachtei-

LINK

GIZ, 2019: Toolkit Lernen und Arbeiten in der informellen Wirtschaft.

<http://www.giz.de/toolkit-informelle-wirtschaft>



FABIAN JACOBS

hat als Autor am „Toolkit Lernen und Arbeiten in der informellen Wirtschaft“ der GIZ mitgewirkt. Das Toolkit

gibt einen Überblick über berufliche Bildung in der informellen Wirtschaft und stellt erprobte Ansätze aus der Praxis vor.

fabian-jacobs@hotmail.de

Kreativ und engagiert

Junge arabische Frauen haben sehr unterschiedliche weibliche Vorbilder. Viele davon finden sie mittels sozialer Medien in der gesamten arabischen Welt.

Von **Mona Naggar**

Die Frage nach ihren Vorbildern beantworten junge arabische Frauen sehr unterschiedlich. Eine Kombination mehrerer Eigenschaften scheint bei positiven Rollenmodellen aus der arabischen Welt wichtig zu sein – politisches und gesellschaftliches Engagement, Individualität, Kreativität, aber auch gutes Aussehen.

Die Jordanierin Rahma Al Tamimi ist 25 Jahre alt. Sie hat Sozialarbeit studiert und arbeitet in der nordjordanischen Stadt Irbid bei einer Nichtregierungsorganisation als Trainerin für Jugendliche. Die junge Frau nennt Nada Nasser als ihr Vorbild, die sie aus dem Internet kennt.

Die Kuwaiterin Nasser ist kreativ. Sie entwirft Mode, schreibt Bücher und ist auf sozialen Netzwerken aktiv – auf Twitter hat sie mehr als 90 000 Follower. Nasser verfasst nachdenkliche Tweets zu ihren Alltagserfahrungen mit den Menschen um sie herum, schreibt aber auch über Selbstzweifel und übt gesellschaftliche Kritik. Nasser sieht gut aus und hat keine Scheu, Persönliches öffentlich zu machen. Sie gibt sich oft verletzlich und verschafft sich mit viel Mut Gehör in einer konservativen Gesellschaft, in der Frauen trotz Bildung und Engagement mit vielen Hindernissen konfrontiert sind.

Das macht sie für Tamimi interessant, die ehrgeizig ist und davon träumt, als Schriftstellerin viele Leser zu erreichen und sich einen Namen zu machen. Dafür nutzt Tamimi, wie ihr Vorbild, soziale Netzwerke. Auf Facebook hat die junge Frau schon mehr als 5 000 Follower. Dass andere Frauen ebenfalls versuchen, sich in einer restriktiven Umgebung durchzusetzen, macht ihr Mut.

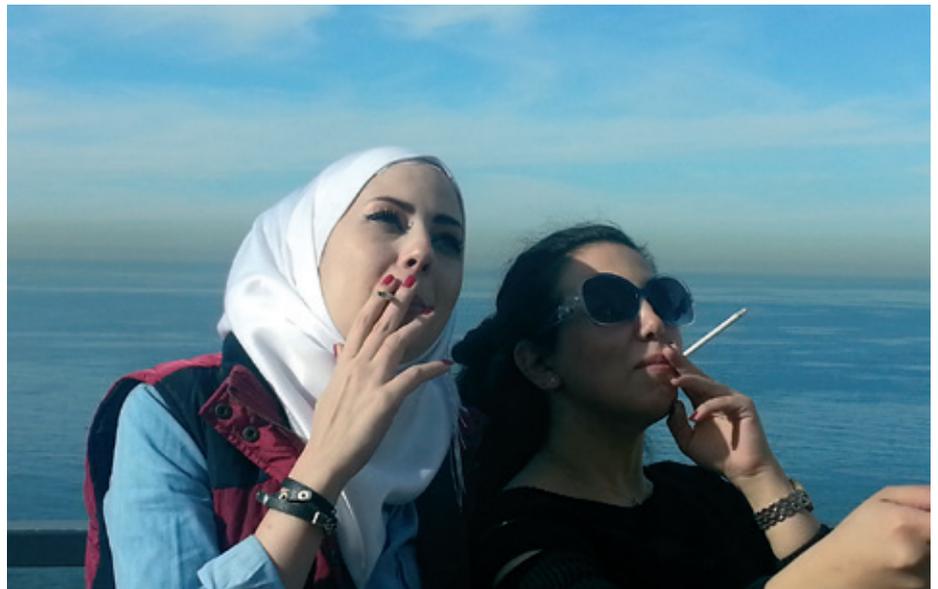
Für junge Palästinenserinnen sind vor allem kämpferische Figuren weibliche Vorbilder. Ein bekanntes Beispiel ist die palästinensische Schülerin Ahed Tamimi,

die gegen die Besatzung protestiert hatte und Ende 2017 von der israelischen Armee für mehrere Monate ins Gefängnis gesteckt wurde. Aber auch palästinensische Künstlerinnen, die sich politisch engagieren, haben oft Vorbildcharakter, wie etwa die kürzlich im Alter von 51 Jahren verstorbene Sängerin und Aktivistin Rim Banna. Sie kämpfte viele Jahre gegen ihre Krebserkrankung. Ihre Bilder, auch nach einer Chemotherapie, waren oft auf den Straßen von Ramallah zu sehen. Die 36-jährige Wissenschaftlerin und Sängerin Dalal Abu Amneh ist ebenfalls ein Rol-

für den Widerstand der Sudanesen gegen die Diktatur, insbesondere für den Widerstand von Frauen gegen politische Unterdrückung und Benachteiligung.

Für Salah ist der Bezug zur sudanesischen Geschichte sehr wichtig; eine Geschichte, in der Frauen früher eine starke Rolle hatten. Sie beansprucht die Vergangenheit ihres Landes für sich. Das schafft eine neue weibliche Identität und entreißt den Männern die Deutungshoheit über historische Machtverhältnisse.

Weibliche Figuren aus der islamischen oder vorislamischen Geschichte tauchen immer wieder auch als Vorbilder auf. Diese historischen Frauen kombinieren ebenfalls mehrere Eigenschaften: Kreativität, Individualität und manchmal politisches Engagement.



Junge Syrerinnen in Beirut im Libanon.

lenmodell für palästinensische Frauen. Sie ist in beiden Berufen erfolgreich, auch über Palästina hinaus.

Ein aktuelles Beispiel ist die Sudanerin Alaa Salah, die Anfang dieses Jahres über Nacht zu einem Symbol für die Forderung nach Freiheit im Sudan wurde. Bei einer Demonstration in Khartum stieg die 22-Jährige spontan auf ein Auto und begann, vor der Menge kämpferische Slogans vorzutragen. Fotos davon zeigen eine mutige und schöne junge Frau, mit großen Ohrringen und in einen traditionellen weißen Umhang gehüllt. International steht sie nun

Nach wie vor werden Frauen in der arabischen Welt oft unterdrückt und diskriminiert. Aber gerade junge Frauen orientieren sich neu. Sie suchen sich weibliche Vorbilder, die stark, einfallsreich, gebildet und durchsetzungsfähig sind. Das ist ein gutes Omen für die Zukunft.



MONA NAGGAR
ist Journalistin und
Medientrainerin. Sie lebt in
Beirut im Libanon.

mona.naggar@googlemail.com

Kriminelle Mädchen

Über die Geschlechterrollen in organisierten Banden ist wenig bekannt. Junge Frauen und Mädchen sind häufig Täterinnen und Opfer zugleich. Das zeigt eine Vergleichsstudie zwischen Bangladesch und China.

Von Sally Atkinson-Sheppard

Bangladesch und China sind auf den ersten Blick sehr unterschiedliche Länder. Nach Weltbank-Kriterien hat China eine sehr große wohlhabende Mittelschicht. Bangladesch ist dagegen nach UN-Angaben das größte am wenigsten entwickelte Land weltweit. Chinas Kultur ist durch den Konfuzianismus geprägt, Bangladesch ist ein mehrheitlich muslimisches Land. Während der Kolonialzeit war Bangladesch ein Teil von Britisch-Indien. China war immer unabhängig, obwohl imperiale Mächte das Land im 19. und 20. Jahrhundert ausbeuteten.

Aber es gibt auch Ähnlichkeiten. In den 1970er Jahren durchliefen beide Länder einen großen Wandel. Nach einem blutigen Befreiungskrieg erklärte sich Bangladesch 1971 unabhängig von Pakistan. 1976 endete in China das restriktive Regime von Mao Zedong und seine Kulturrevolution. Aktuell ist in beiden Ländern organisiertes Verbrechen weit verbreitet.

In Bangladesch führen sogenannte Mastaans kriminelle Klans an. Diese Gruppen agieren nicht selten in Absprache mit staatlichen Behörden. Sie bieten Straßenkindern und Jugendlichen aus den Slums der Hauptstadt Dhaka Schutz. Auch in China arbeiten kriminelle Gangs mit korrupten Politikern und Polizisten zusammen und sichern ihren Mitgliedern halbkriminelle Existenzen.

In beiden Ländern gibt es besonders viele arme Kinder. Millionen von ihnen leben auf der Straße oder in Slums. Straßenkinder zählen zu den größten sozialen Problemen sowohl in China als auch in Bangladesch. In China sind es meist Kinder, die auf der Suche nach Arbeit vom Land in die Stadt ziehen, wo sie dann keine Chance bekommen, sich formal zu registrieren. Viele von ihnen landen in Gangs.

Es ist wichtig, die Geschlechterrollen in kriminellen Banden zu analysieren. Un-

sere Forschung konzentrierte sich auf Dhaka und verschiedene Orte auf dem chinesischen Festland. In beiden Ländern sind die Strukturen ähnlich. Üblicherweise bestehen die Gangs aus Männern, ihre Bosse sind männlich. Wir konnten nur eine weibliche Anführerin identifizieren, die Ehefrau eines Mastaans, die die Geschäfte ihres Mannes übernommen hatte.

In Bangladesch sind es Jungen und junge Männer, die sich in den unteren Rängen krimineller Gruppen verdingen. Sie erledigen die Aufgaben, zum Beispiel Gewaltverbrechen auf der Straße, die ich als „illegale Arbeit“ bezeichne. Sie scheuen diese gefährliche „Arbeit“ nicht, weil sie keine andere Alternative für sich sehen (siehe meinen Beitrag im E+Z/D+C e-Paper 2018/04, Schwerpunkt).

Mädchen in kriminellen Gangs müssen mit aller Wahrscheinlichkeit als Zwangsprostituierte arbeiten. Mit ihrer Arbeit unterstützen sie die Jungen und Männer der Banden und die breiteren Aktivitäten der Gangs.

Ein chinesischer Sozialarbeiter beschrieb die Situation von Straßenkindern in Südchina so: „Sie sind aufgrund ihrer geringen Bildung viel anfälliger dafür, kriminell zu werden.“ Viele Mädchen arbeiteten als Prostituierte, nachdem sie die Schule abgebrochen haben. Es sei nicht ungewöhnlich, dass auch ihre Mütter in der Sexbranche ar-

beiten. Der Sozialarbeiter berichtete auch, dass sich Teenager oft gemeinsam eine günstige Unterkunft mieteten. „Die Mädchen gehen anschaffen, und die Jungen klauen und arbeiten für ältere Bosse.“ Ähnliche Muster kann man auch in Bangladesch beobachten.

DIE POLIZEI TÄUSCHEN

Gangs in Bangladesch setzen Mädchen allerdings auch anders ein. In den Mastaan-Klans nehmen Frauen und Mädchen zunehmend wichtigere Rollen ein, weil sie den Behörden weniger verdächtig erscheinen. Ein junger Informant berichtete uns, die Mastaans wüssten genau, dass die Polizei Jungen viel häufiger kontrolliere als Mädchen. Deshalb drängten sie die Mädchen dazu, Drogen zu verkaufen, zu klauen oder andere Gangs auszuspionieren.

Ein anderer Informant erklärte, warum: „Wenn die Polizei ein Mädchen mit Drogen erwischt, ist ihre Chance viel höher, laufengelassen zu werden.“ Sie versuche dann die Polizisten davon zu überzeugen, dass sie ein braves Mädchen sei. „Selbst wenn die Polizei ihr nicht glaubt, wird ihr auf der Polizeistation eher ein Anwalt zur Verfügung gestellt als einem Jungen.“ Daraus lässt sich schließen, dass Mädchen seltener strafrechtlich verfolgt werden, und es offenbart zugleich die vorherrschenden Geschlechter-Klischees in Bangladesch.

Häufig geht es beim Dealen um die Droge Yaba, eine Mischung aus Methamphetamin und Koffein. In Bangladesch ist sie verboten, aber sehr beliebt. Bandenmitglieder berichten, dass kriminelle Gruppen zunehmend weibliche Drogendealer rekrui-



Jugendliche Sexarbeiterinnen in Tangail in Bangladesch.



tierten, um so strafrechtliche Verfolgung zu vermeiden. Das wirft die interessante Frage auf, ob die heutigen Dealerinnen die künftigen Drogenbaroninnen der Straße werden?

WEIBLICHE MENSCHENHÄNDLER

Frauen spielen auch beim Menschenhandel und bei Entführungen eine wichtige Rolle. „Üblicherweise entführt eine ältere Frau ein junges Mädchen, um es im In- oder Ausland weiterzuverkaufen“, sagte ein Gangmitglied in Bangladesch. Für Frauen sei es leichter, das Vertrauen eines Mädchens zu gewinnen, als für Männer. Viel zu oft werden junge Frauen zur Zwangsarbeit oder Prostitution gezwungen.

Wissenschaftler in China kommen zu ähnlichen Erkenntnissen. Junge Frauen mit Migrationshintergrund sind häufig Ziel der Menschenhändler. Sie werden in die Sexbranche oder in schlecht bezahlte Jobs gezwungen, etwa in Schönheitssalons oder Karaoke-Bars. „Ältere Frauen drängen die Mädchen in die Prostitution“, sagte ein Sozialarbeiter. Frauen sind also gleichzeitig Täterinnen und Opfer bei geschlechtsspezifischen Verbrechen.

Grundsätzlich sind organisierte kriminelle Banden noch zu wenig erforscht. Mafiastrukturen sind zwangsläufig intransparent und deshalb schwierig zu verstehen. Vergleichsstudien können hier wichtige Erkenntnisse liefern. Das zeigen die Ähnlichkeiten der Gangs in den zwei scheinbar sehr verschiedenen Ländern China und Bangladesch. Die Rolle von Männern und Frauen in kriminellen Gruppen sollte weiter untersucht werden, wie auch die Gründe, die junge Menschen in die niederen Ränge der Banden treiben, sei es als Opfer oder als Täterinnen und Täter.

Genauso wichtig ist es, die betroffenen Kinder und Jugendlichen direkt zu befragen. Ihre Berichte können uns dabei helfen, ihre Rolle in organisierten Verbrechen besser zu verstehen. Erkenntnisse über die

Geschlechterrollen sind wichtig, um die Gewalttaten der Gangs und ihre Ausbeutung von Kindern effektiver zu bekämpfen. Man darf hier nicht vergessen: Junge Täterinnen und Täter, die sich schwerer Verbrechen schuldig machen, sind auch Opfer.

LITERATUR

Atkinson-Sheppard, S., and Hayward, H., 2018: Conceptual similarities; distinct difference: Exploring 'the gang' in Mainland China. In: British Journal of Criminology. doi:10.1093/bjc/azy051.

Atkinson-Sheppard, S., 2017: Street children and 'protective agency': exploring young people's involvement in organised crime in Dhaka, Bangladesh. In: Childhood. Volume 24 (3):1-14.



SALLY ATKINSON-SHEPPARD
ist Kriminologin und internationale Beraterin. Sie hat Feldforschungen in

Bangladesch und Festlandchina betrieben und mit ihrer Arbeit über die Beteiligung von Kindern an organisierten Verbrechen in Dhaka ihren Dokortitel am King's College in London erworben.

sallyatkinsonsheppard@gmail.com



Werden Sie unser Fan auf Facebook!



Die „Gender-Linse“ benutzen

Die SDGs wurden von allen UN-Mitgliedsstaaten angenommen. Ein UNESCO-Bericht zur Gleichstellung der Geschlechter in der Bildung fordert, dass den Worten Taten folgen müssen. Die Autoren schlagen vor, eine „Gender-Linse“ zu verwenden, um auf soziale Ungleichheiten aufmerksam zu machen und sie zu reduzieren.

Von Cerna Tork

2018 veröffentlichte die UNESCO im Rahmen des Global Education Monitoring Report ihren sechsten Gender-Bericht. Damit will sie den Fortschritt bei der Erreichung der UN-Ziele für nachhaltige Entwicklung (Sustainable Development Goals – SDGs) verfolgen. Laut der Agenda sollen Männer und Frauen gleichermaßen von Entwicklung profitieren. Der UNESCO-Bericht konzentriert sich auf SDG 4 (Gewährleistung einer inklusiven und gleichwertigen Bildung und Förderung von Möglichkeiten des lebenslangen Lernens für alle) und SDG 5 (Gleichstellung der Geschlechter erreichen und alle Frauen und Mädchen stärken).

Die gute Nachricht ist, dass weltweit auf allen Bildungsebenen außer dem Tertiärbereich Gleichheit erreicht wurde. Die schlechte Nachricht ist, dass es auf nationaler und regionaler Ebene Unterschiede gibt, die sich in höheren Bildungsstufen verschärfen.

Der Bericht geht über den Vergleich der Anzahl von Jungen und Mädchen in Klassenzimmern hinaus. So befasst sich der erste Teil mit den Themen, die geschlechtsspezifische Unterschiede in der Bildung verursachen, etwa Gesundheit, Wasser und Sanitärversorgung. Im zweiten Teil geht es um Anreize und Strafmaßnahmen, die zur Erreichung der SDGs beitragen können. Im Idealfall sollten Regierungen und Schulen sicherstellen, dass die Standards eingehalten werden, und unabhängige Instanzen – wie Journalisten, Gerichte und NGOs – sollten sie überwachen.

WAS MUSS NOCH GESCHEHEN?

Der Bericht führt den Begriff „Gender-Linse“ ein. Er bedeutet, dass das Geschlecht

bei jedem Aspekt des Lebens berücksichtigt werden sollte. So soll Diskriminierung erkannt und angegangen werden. Relevante Bereiche in Bezug auf Bildung sind:

- Geschlechternormen,
- Werte und Einstellungen,
- Nicht-Bildungseinrichtungen,
- Gesetze und Richtlinien,
- Verteilung von Ressourcen und
- Lehr- und Lernpraktiken.

Beispielsweise verwendet der Bericht die Gender-Linse, um den Mangel an Frauen in Führungspositionen weltweit zu betrachten. In allen OECD-Ländern zusammengefasst stellen Frauen 68 Prozent der Lehrkräfte im Sekundarbereich, haben jedoch nur 45 Prozent der Führungspositionen inne. Die Kluft zwischen männlichen und weiblichen Führungskräften wächst im Allgemeinen mit dem Schulniveau. In Ruanda zum Beispiel sind 30 Prozent der Grundschulleiter Frauen, aber nur 19 Prozent der Leiter weiterführender Schulen. Die Autoren argumentieren, dass der Einfluss von Frauen beschränkt ist, wenn sie nicht auf allen Ebenen vertreten sind – von Schulgremien bis zu gesetzgebenden Organen. Dies könne Fortschritte zur Gleichheit verlangsamen oder sogar verhindern.

Die UNESCO-Autoren richten die Gender-Linse auch auf die UN. Sie betonen deren Vorbildfunktion und wollen, dass sie

ihre Ideale als einen „entscheidenden ersten Schritt“ auf dem Weg zur Gleichstellung umsetzen. Natürlich haben auch die UN noch keine Gleichstellung der Geschlechter auf der Führungsebene erreicht.

Der Bericht fordert, dass UN-Organisationen, multilaterale Organisationen und nationale Regierungen Frauen mehr Führungspositionen zugestehen. Dazu verweist er auf den erfolgreichen Einsatz von Quoten in Ländern wie Schweden, Italien und Uganda. Dieser hat zu mehr Frauen in Spitzenjobs geführt – und zum Teil zu kompetenteren und besser ausgebildeten Führungskräften. Durch die Durchsetzung der Quoten sind die Länder der Erreichung ihrer Ziele nähergekommen. Frauen in Führungspositionen sind außerdem Vorbilder für Mädchen.

Der Bericht weist darauf hin, dass die Gleichstellung der Geschlechter in der Bildung kein isoliertes Thema ist. Sie ist mit allen anderen Bereichen der Gesellschaft verbunden. Wenn sich die Gleichstellung der Geschlechter in der Bildung verbessert, verbessert sie sich auch im Gesundheitswesen, in der Regierung, auf dem Arbeitsmarkt und so weiter. Nach Ansicht der Autoren sollte jeder – egal ob Student, Elternteil, Lehrer, Regierungsbeamter, Frau oder Mann – Bildung und Politik durch die Gender-Linse betrachten und dann Maßnahmen ergreifen, um die Lage zu verbessern.

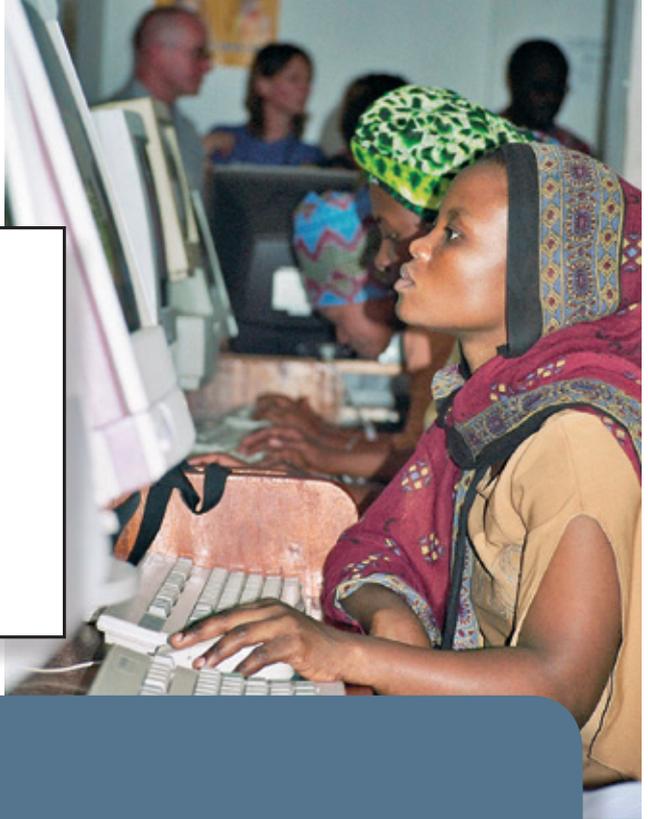
LINK

Global Education Monitoring Report:
https://en.unesco.org/gem-report/2018_gender_review



Michelle Bachelet, UN-Menschenrechtskommissarin und ehemalige Präsidentin Chiles, ist ein außergewöhnliches Beispiel für weibliche Führung auf nationaler und internationaler Ebene. Die Universität Evora in Portugal verlieh ihr 2017 einen Ehrendokortitel.

Besuchen Sie
unsere Website
unter www.DandC.eu



www.eundz.eu

E+Z ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT

Startseite Newsletter E+Z-Assoziiertes Über uns Impressum English

DOSSIERS THEMENFELDER WELTREGIONEN RUBRIKEN AUTOREN ARCHIV BLOG

Suche

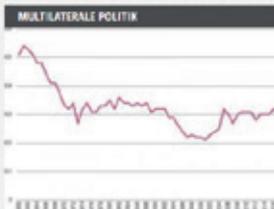
An der Schwelle



Aktuelles e-Paper



31.07.2019 – von HRH Dembovski
More pressure is likely to make Iran's regime more reckless



30.07.2019 – von Holly Begleiter
Einmalig, aber unterfinanziert
Ohne ausreichende Finanzierung können Länder mit niedrigen

Aktuelle Blog-Beiträge

- Blog will continue in our Opinion section
- Why sovereignty must be pooled

Folgen Sie uns

